



Hochschule Neubrandenburg
University of Applied Sciences

Die Umsetzung der Inklusion und die damit verbundenen (neuen) Aufgaben für pädagogische Fachkräfte in Kindertageseinrichtungen

vorgelegt von:

David Deutschmann

Studiengang Early Education

6. Fachsemester

EE15 Bachelor-Arbeit

Prüferin: Prof. Dr. Heike Helen Weinbach

Zweitprüfer: André Lausch

Abgabetermin: 15.07.2013

urn:nbn:de:gbv:519-thesis 2013-0039-5

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	S. 03
1. Inklusion	S. 04
1.1 Wer oder was soll inkludiert werden?.....	S. 05
1.2 Inklusion - Ein institutioneller Ansatz.....	S. 07
1.3 Was Inklusion sein kann.....	S. 08
1.4 Inklusion in Mecklenburg - Vorpommern.....	S. 09
1.4.1 Inklusionskongress.....	S. 10
1.4.2 Empfehlungen der Expertenkommission.....	S. 11
1.4.3 Bildungskonzeption.....	S. 14
2. Rechtliche Grundlagen	S. 15
3. Das Mehrebenenmodell nach Heimlich	S. 19
3.1 Kinder mit individuellen Bedürfnissen.....	S. 20
3.2 Inklusive Spiel- und Lernsituationen.....	S. 21
3.3 Multiprofessionelles Team.....	S. 25
3.4 Inklusive Kindertageseinrichtungen.....	S. 34
3.5 Externe Unterstützungssysteme.....	S. 47
4. Quantitative Forschung - Meinungen zur Inklusion	S. 48
4.1 Der Fragebogen.....	S. 49
4.2 Auswertung und Analyse.....	S. 49
Resümee	S. 55
Quellenverzeichnis	S. 58
Anhang	S. 65
Erklärung	S. 73

Einleitung

Das Konzept der Inklusion sorgt derzeit für viel Aufsehen und deshalb habe ich beschlossen, mich näher mit diesem Thema zu beschäftigen. Ich werde dabei auf verschiedene Themen zu sprechen kommen, die bei der Umsetzung eine Rolle spielen können, wenn gleich ich diese nicht in vollständiger Form bearbeiten kann, da ich sonst den Rahmen dieser Arbeit übersteigen würde. Meine Intention ist es, einen Überblick zu verschaffen, denn eine einheitliche Anleitung zur Umsetzung kann es nicht geben. Welche Aspekte für die einzelnen Institutionen eine Rolle spielen, liegt bei jeder Einrichtung selbst.

Im ersten Teil meiner Arbeit möchte ich erarbeiten was überhaupt inkludiert werden soll damit deutlich wird, dass Inklusion nicht nur auf Menschen mit Beeinträchtigungen bezogen werden kann. Anschließend stelle ich heraus, warum es sich bei der Umsetzung der Inklusion um einen Paradigmenwechsel handelt und welche Vorteile sich daraus vor allem für die Kinder und ihre Eltern ergeben. In dieser Arbeit meine ich mit Eltern auch immer die Personen, die erziehungsberechtigt sind und andere wichtige Bezugspersonen, wie beispielsweise Geschwister oder Großeltern.

Für die Umsetzung der Inklusion sind die einzelnen Bundesländer verantwortlich und ich möchte herausfinden, auf welchen Stand sich Mecklenburg - Vorpommern derzeit befindet. Dabei werde ich unter anderem auf den Inklusionskongress zu sprechen kommen, Meinungen der Expertenkommission einbeziehen und die Bildungskonzeption nach inklusiven Aspekten untersuchen. Aufgrund der Komplexität dieses Themas, habe ich mich entschlossen, meinen Fokus auf die Kindertageseinrichtungen zu legen. Außerdem widme ich mich den rechtlichen Grundlagen, damit nicht die Frage im Vordergrund steht, **ob** Inklusion umgesetzt werden kann, sondern **wie** Inklusion umsetzbar ist. Genau zu dieser Frage möchte ich in meiner Bachelorarbeit eine Antwort finden. Dazu habe ich das Mehrebenenmodell nach Heimlich ausgewählt. Ziel dieser Arbeit ist es, die einzelnen Bestandteile zu ergänzen, damit dieses Konzept für die Umsetzung der Inklusion genutzt werden kann.

Ein weiterer Schwerpunkt meiner Arbeit liegt bei den Qualitätsanforderungen der pädagogischen Fachkräfte. Folgende Fragen spielen dabei eine zentrale Rolle:

- Worauf müssen sich die pädagogischen Fachkräfte einstellen?
- Sind es wirklich neue Aufgaben?
- Können diese überhaupt bewältigt werden?

Hinter dem Terminus 'pädagogische Fachkräfte' verbergen sich alle pädagogischen Beteiligten, die in Kindertageseinrichtungen arbeiten können, wie beispielsweise ErzieherInnen, KindheitspädagogenInnen, SozialarbeiterInnen und HeilpädagogInnen.

Im zweiten Teil möchte ich die Ergebnisse meiner quantitativen Sozialforschung präsentieren. Dazu habe ich einen Fragebogen erstellt und 16 Kindertageseinrichtungen mit insgesamt 32 Mitarbeitern in einer Stadt in Mecklenburg - Vorpommern befragt. Ziel ist es, herauszufinden inwieweit sich die Institutionen mit dem Thema Inklusion beschäftigt haben und welches Wissen bereits vorhanden ist.

1. Inklusion

Inklusion ist ein sehr komplexes Thema und seine Bedeutung sorgt für Verunsicherungen bei den pädagogischen Fachkräften. Bis heute gibt es keine einheitliche Definition dieses Begriffs und deshalb kommt es dazu, dass jeder etwas anderes unter Inklusion versteht und dadurch die Umsetzung erschwert wird.

Ich möchte herausarbeiten, wer oder was überhaupt inkludiert werden soll. Anschließend gehe ich der Frage nach, warum es sich bei der Umsetzung der Inklusion um einen Paradigmenwechsel handelt und welche Ziele verfolgt werden. Der nächste Schwerpunkt befasst sich mit der Inklusion in Mecklenburg - Vorpommern und dabei möchte ich auf den ersten Bildungskongress, auf die Meinungen der Expertenkommission und auf die Bildungskonzeption Bezug nehmen.

1.1 Wer oder was soll inkludiert werden?

In Deutschland wird Inklusion häufig mit Menschen mit Beeinträchtigungen in Verbindung gebracht. Dies ist zwar nicht falsch, aber trifft den Kern dieses Konzeptes nur teilweise. „Inklusion geht aus von der Aufmerksamkeit für die Einzigartigkeit jedes Kindes sowie vom Ideal des gemeinsamen Lebens und Lernens aller Kinder mit der ganzen Bandbreite möglicher körperlicher, psychischer, sozialer und kognitiver Beschaffenheiten, einschließlich aller vorkommenden Stärken und Schwächen“ (Prenzel 2010, S. 7). Das bedeutet, dass die Situation eines jeden Kindes Berücksichtigung finden muss und dass jedes Kind so angenommen werden soll wie es ist. Die Individualität und die Vielfalt stehen im Mittelpunkt der Inklusion.

Es geht nicht nur darum Menschen mit Beeinträchtigungen zu inkludieren, sondern alle ihre Besonderheiten zu akzeptieren und ihnen eine Chance auf eine Teilhabe zu ermöglichen. Die Kinder sollen in ihrer ganzen Persönlichkeit anerkannt und wertgeschätzt werden und nicht nur unter bestimmten Aspekten wie beispielsweise der Beeinträchtigung oder ihrer Herkunft. Inklusion geht von einer ganzheitlichen Sicht auf das Kind aus, in der es zwar Unterschiede gibt, diese aber genauso dazugehören wie die Gemeinsamkeiten. Diese Auffassung unterstützt auch Annedore Prenzel: „Das Inklusionskonzept überschreitet aber auch die Unterscheidung behindert/ nichtbehindert, indem es weitere Differenzierungen mit einbezieht, wie: Schicht/Milieu, Kultur/Ethnie, Gender, sexuelle Orientierungen, Religion und andere“ (Prenzel 2010, S. 6-7). An dieser Stelle wird deutlich, dass die Verbindung zu Menschen mit Beeinträchtigungen nicht falsch ist. Das Inklusionskonzept geht aber über diese Unterscheidung hinaus.

Es soll vermieden werden, Kinder nur unter bestimmten Aspekten zu sehen, denn ein Merkmal ist nur ein Teil der ganzen Persönlichkeit. „Eine inklusive Frühpädagogik lenkt die Blickrichtung daher nicht auf die Beeinträchtigung oder das Merkmal eines Kindes (...)“ (Albers 2012, S. 38). Daran kann man erkennen, dass wir uns von Einteilungen distanzieren müssen und unseren Blick auf die Kinder richten, die mehr in die Einrichtungen mitbringen als nur ein Merk-

mal. Besonderheiten sollen nicht weggeredet oder ignoriert werden, denn sie gehören zu den Kindern. Wichtig ist welche Einstellungen die pädagogischen Fachkräfte dazu haben. Der Index für Inklusion schlägt folgendes vor: „Die Entwicklung von inklusiven Einrichtungen respektiert und schätzt Unterschiede“ (Booth/Ainscow/Kingston 2006, URL 5, S. 13). Kindertageseinrichtungen haben das Potenzial den Kindern vielfältige Erfahrungen zu ermöglichen. Heterogene Gruppenzusammensetzungen sind dafür geeignet dass Kinder lernen, sich mit Unterschieden auseinander zu setzen.

Allen Kindern muss es ermöglicht werden, eine Kindertageseinrichtung zu besuchen. Einzelne Merkmale dürfen dabei nicht zu einer Ausgrenzung führen. Kinder kommen mit ganz unterschiedlichen Voraussetzungen und Lebenslagen in die Kita. Diese müssen berücksichtigt werden und die Einrichtung muss auf diese Umstände vorbereitet sein. Dazu gehört vor allem, dass die Kinder willkommen geheißen werden. „Inklusive Frühpädagogik basiert auf der Anerkennung jedes Kindes in seiner individuellen Besonderheit, zu der untrennbar die Anerkennung seiner je unterschiedlichen Lebenslage und seiner sozialen Zugehörigkeiten gehört“ (Sulzer/Wagner 2011, S. 22).

Um auf meine Eingangsfrage noch einmal zurück zukommen wer oder was inkludiert werden soll, hoffe ich nun deutlich gemacht zu haben, dass es um mehr geht als die Unterscheidung zwischen Menschen mit und ohne Beeinträchtigungen. Peder Haug bestätigt meine Aussagen: „Inklusion handelt mit anderen Worten davon, allen (im Sinne von absolut allen) Kindern eine Möglichkeit der strukturierten und systematischen Förderung, Bildung und Erziehung zu sichern“ (Haug 2011, S. 37).

In dem nächsten Abschnitt wird ein weiterer Bereich der Inklusion angesprochen und ich versuche deutlich zu machen, warum es sich bei dieser Thematik um einen institutionellen Ansatz handelt. Außerdem fasse ich zusammen, warum vielfältige Erwartungen an die Kindertageseinrichtungen gestellt werden und warum es zu grundlegenden Veränderungen kommt.

1.2 Inklusion - Ein institutioneller Ansatz

Im ersten Bereich wurde geklärt, wer inkludiert werden soll. Dabei standen die Kinder im Mittelpunkt. An dieser Stelle möchte ich den Blick auf die Einrichtung lenken und dabei Bezug zu der These von Theo Frühauf nehmen: „Wenn das Inklusions-Modell in seiner vollen Tragweite ernst genommen wird, handelt es sich um einen echten Paradigmenwechsel (...)“ (Frühauf 2010, S. 16).

Der Inklusionsansatz geht davon aus, dass sich die Kinder nicht mehr auf die Einrichtungen einstellen müssen, sondern genau entgegengesetzt. Das bedeutet, dass die Institutionen sich verändern und die individuellen Lebenslagen und Besonderheiten der Kinder berücksichtigen müssen. „Das Signal heißt: Die Institution soll so geformt werden, dass sie für alle passt. Eine solche Institutionsveränderung setzt die Mitwirkung des Personals voraus“ (Haug 2011, S. 40). Das System muss also so flexibel sein, dass alle Menschen inkludiert werden können. Nur durch diesen Paradigmenwechsel kann das Ziel realisiert werden. Passen sich die Einrichtungen nicht an, inkludieren sie nicht, sondern separieren oder exkludieren. Die Folge ist, dass die Kinder in Einrichtungen mit verschiedenen Schwerpunkten kommen. Beispielsweise Institutionen die sich auf Kinder mit Migrationshintergrund spezialisiert haben oder die barrierefrei sind. Diese Unterteilungen haben wir bereits in Deutschland. Inklusion verlangt, dass alle Bildungsstätten alle Kinder aufnehmen. „Inklusion erfordert Veränderungen auf mehreren Ebenen: Auf der Makroebene ein inklusives Bildungssystem, auf der Mesoebene inklusive Einrichtungen, auf der Mikroebene die Gestaltung von inklusiver Alltagspraxis durch qualifizierte pädagogische Fachkräfte“ (Sulzer/Wagner 2011, S. 11). Der Inklusionsansatz hat einen Paradigmenwechsel zur Folge und stellt neue Aufgaben an die Institutionen und an die pädagogischen Fachkräfte.

Jetzt stellt sich die Frage, warum wir überhaupt inkludieren wollen und warum sich die Einrichtungen neuen Aufgaben stellen müssen. Welchen Sinn hat Inklusion und welches Potenzial steckt in ihr? Auf diese Fragen möchte ich in dem nächsten Abschnitt Bezug nehmen.

1.3 Was Inklusion sein kann

Die Grundhaltung der Inklusion ist, dass alle Kinder willkommen sind und somit ist die Zielsetzung, Exklusion oder Separation zu beseitigen. „Kinder unterscheiden sich hinsichtlich ihres Geschlechts, der sozialen Voraussetzungen, der Nationalität, Ethnie, des Alters und auch ihrer körperlichen Verfassung und Intelligenz voneinander. Diese Dimensionen der Vielfalt werden (...) als bereichernd anerkannt (...)“ (Albers 2012, S. 13). Der respektvolle Blick auf Unterschiede ist ein Kerngedanke der Inklusion. Vielfalt ist etwas ganz Alltägliches und muss als Ressource angesehen werden.

Alle Menschen sollen Teil der Gesellschaft sein und somit brauchen wir keine Einteilung in Gruppen. Jahrelang wurden Kinder anhand von Merkmalen in Einrichtungen untergebracht, weil sie nicht in die Institution gepasst haben. Anstatt zu schauen wie diese Personen inkludiert werden können, hat man sie einfach in Einrichtungen abgeschoben, die sich den Erwartungen und Voraussetzungen der Kinder angepasst und darauf spezialisiert haben. Durch die Inklusion soll Exklusion und Separation vermieden werden. Das hat zur Folge, dass man die Kinder nicht mehr ausgrenzt, sondern teilhaben lässt. Außerdem müssen sie nicht erst etikettiert werden um dann zu schauen, welche Einrichtungen diese Kinder aufnehmen können. „Damit verfügt Inklusive Frühpädagogik über ein hohes demokratisches Potenzial, das dazu beitragen kann, Tendenzen der Ausgrenzung und Diskriminierung vorzubeugen“ (Prengel 2010, S. 43).

Die Kinder sollen von Anfang an lernen, dass jede Person trotz seiner Unterschiede wichtig ist. Verschiedenheit muss als Bereicherung angesehen werden. Die Einrichtungen sind in der Pflicht die Teilhabe zu ermöglichen. „Bei Inklusion geht es darum, alle Barrieren für Spiel, Lernen und Partizipation für alle Kinder auf ein Minimum zu reduzieren“ (Booth/Ainscow/Kingston 2006, URL 5, S. 13). Die Vielfalt der Kinder soll sich auch in der Einrichtung widerspiegeln. So können sie Erfahrungen mit anderen Menschen sammeln und auch ein Stück ihrer Welt konstruieren.

Das ganze Leben ist man von Menschen mit unterschiedlichen Lebenslagen und Besonderheiten umgeben. „Aus entwicklungspsychologischer Perspektive erscheint es wenig sinnvoll, Kinder in ihrer wichtigsten Sozialisationsphase voneinander zu isolieren, um dann später von ihnen verlangen, sich gegenseitig in ihrer Besonderheit zu achten und zu akzeptieren“ (Albers 2012, S. 16), denn „in der frühen Sozialisation werden die Grundsteine gelegt für den Umgang mit Vielfalt, für den Respekt gegenüber Menschen, die sich von uns unterscheiden, für die Entdeckung von Gemeinsamkeiten“ (Kron/Papke/Windisch 2010, S. 11).

Damit hat Inklusion in Kindertageseinrichtungen das Potenzial die Kinder auf den Umgang mit Vielfalt einzustellen. Ziel einer jeden Einrichtung muss es sein, die Kinder bestmöglich auf die Zukunft vorzubereiten. Wir wissen nicht was auf die Kinder zukommen wird. Wir können aber davon ausgehen, dass Vielfalt eine sehr große Rolle einnimmt. Deswegen ist eine Akzeptanz für Unterschiede eine grundlegende Basiskompetenz. „Strategie und Ziel inklusiver Erziehung in heterogenen Gruppen ist die Respektierung von individuellen Unterschieden bei gleicher Anerkennung aller Kinder“ (Kron 2010, S. 34).

Auch Deutschland beschäftigt sich ausgiebig mit dem Inklusionsansatz. Wie der Stand der Dinge in Mecklenburg - Vorpommern ist und inwieweit Inklusion umgesetzt werden soll, stelle ich in dem nächsten Abschnitt dar.

1.4 Inklusion in Mecklenburg - Vorpommern

In Deutschland ist jedes Bundesland für die Umsetzung der Inklusion selbstständig verantwortlich. In Mecklenburg - Vorpommern wurde diese Aufgabe an eine Expertenkommission weiter geleitet. Diese soll „(...) unter der Leitung von Frau Prof. Koch (...) einen Bericht zur Umsetzung der Inklusion bis zum Jahr 2020 vorlegen“ (Brodkorb 2012, S. 13). Am 5. Mai 2012 fand der erste Inklusionskongress in Mecklenburg - Vorpommern statt und auf dessen Inhalte möchte ich nun eingehen. Außerdem hat die Expertenkommission im November 2012 einen Bericht mit Empfehlungen herausgegeben, auf die ich Bezug nehmen werde. Zum Abschluss untersuche ich die Bildungskonzeption nach inklusiven

Aspekten.

1.4.1 Inklusionskongress

Im ersten Inklusionskongress in Mecklenburg - Vorpommern wird deutlich, dass es auch in diesem Bundesland keine Einigung über den Begriff Inklusion gibt. Es wurde versucht, verschiedene Gesichtspunkte zu beleuchten und die Komplexität wurde hervorgehoben.

Auch die Expertenkommission hat sich zu Wort gemeldet und den Begriff der Inklusion erläutert. „Wenn in vorliegendem Bericht von »Inklusion« gesprochen wird, so geschieht dies daher fortan ausdrücklich im Sinne der Inklusion in einem weiten Sinne und damit synonym zu Integration. So sollen Kinder und Jugendliche mit und ohne besondere Förderbedarfe zwar gemeinsam und zielfähig unterrichtet werden, unterschiedliche Schulabschlüsse, die auf differente nachschulische Anforderungen vorbereiten und hinleiten (wie die derzeitigen Abschlüsse der Förderschule, der Berufsreife, der Mittleren Reife sowie der Hochschulreife) werden dabei jedoch zunächst nicht in Frage gestellt“ (Expertenkommission >>Inklusion<< M-V 2012, S. 93-94).

An dieser Aussage lassen sich mehrere Aspekte kritisieren. Zum einen ist Inklusion kein Synonym für Integration. Zum anderen geht es nicht nur um Kinder, die einen Förderbedarf haben. Inwieweit Inklusion die Abschlüsse an Schule tangiert ist noch nicht geklärt, aber diese Frage ist auch nicht der Kernpunkt des Ansatzes. Zunächst einmal geht es darum, allen Kindern einen Zugang zu den Bildungseinrichtungen zu ermöglichen. Diese Aussage zeigt aber deutlich, dass auch in der Politik kein Konsens über Inklusion herrscht.

Immer wieder ist im Bericht die Rede von zwei verschiedenen Inklusionsdefinitionen. „Die Expertenkommission unterscheidet einen weiten Inklusionsbegriff von einem engen, einen pragmatischen von einem radikalen“ (Brodkorb 2012, S. 16). Diese beiden Meinungen liegen so weit auseinander, dass es schwer ist, beide mit dem Wort Inklusion in Verbindung zu bringen. Für die Einen ist dieses

Konzept maximal eine Weiterführung der Integration. „Vertreter eines weiten Inklusionsverständnisses stellen in Frage, dass es überhaupt einen substanziellen Unterschied zwischen integrativen und inklusiven Konzepten gibt“ (Expertenkommission >>Inklusion<< M-V 2012, S. 91). Für die anderen Vertreter zieht die Umsetzung der Inklusion grundlegende Veränderungen mit sich. „Die Anhänger des radikalen Inklusionsbegriffes wollen wirklich eine einzige Schule für alle - ausnahmslos. Es gibt dann nicht nur keine Förderschulen mehr, sondern auch kein Gymnasium, kein gegliedertes Schulsystem. Egal ob hochbegabt oder schwerst mehrfachbehindert: Alle sollen gemeinsam miteinander lernen“ (Brodkorb 2012, S. 16-17).

Durch diese beiden Gegensätze wird deutlich, wie unterschiedlich der Begriff in diesem Bundesland verstanden wird. Leider ist dem Bericht nicht zu entnehmen, was Integration beinhaltet. Trotz der verschiedenen Meinungen, hat die Expertenkommission ein Ziel der Inklusion herausgestellt: „Die Schaffung eines inklusiven Bildungssystems in Mecklenburg - Vorpommern fokussiert auf die Steigerung der Bildungs- und Lebenschancen aller Schülerinnen und Schüler, deren sozialer Teilhabe an der allgemeinen Schule sowie in außer- und nachschulischen Kontexten. Ein wesentliches Ziel ist die Vorbereitung auf eine gelingende Lebensbewältigung aller Kinder und Jugendlicher“ (Expertenkommission >>Inklusion<< M-V 2012, S. 96).

Im Anschluss möchte ich nun auf die Empfehlungen der Expertenkommission eingehen.

1.4.2 Empfehlungen der Expertenkommission

Im November 2012 hat die Expertenkommission einen Bericht mit Empfehlungen herausgebracht, indem im Kapitel 5 nun auch die frühkindliche Bildung Berücksichtigung findet. Dabei wird auf die Wichtigkeit dieses Bereiches eingegangen. „Die frühkindliche Bildung stellt nicht nur für die Entwicklung eines inklusiven Bildungssystems, sondern für die Persönlichkeitsentwicklung des Kindes sowie für das erfolgreiche (schulische) Lernen insgesamt ein wichtiges Funda-

ment dar“ (Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur Mecklenburg-Vorpommern 2012, S. 50). Somit wird deutlich, dass die Expertenkommission die Kindertagesstätten als Bildungseinrichtungen anerkennen und zugestehen, dass der Bereich wichtig für die Entwicklung der Kinder ist.

Aufgezeigt wird auch, dass Mecklenburg - Vorpommern noch davon entfernt ist, Inklusion umsetzen zu können, denn „die (...) vorhandenen Strukturen ermöglichen zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht die vollumfängliche Teilhabe behinderter Kinder im Bereich der Kindertagesförderung“ (Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur Mecklenburg - Vorpommern 2012, S. 50). Inklusion umfasst aber die Teilhabe aller Kinder, deshalb muss diese auch ermöglicht werden.

Außerdem ist sich die Kommission einig, dass nicht nur Kinder ohne Beeinträchtigungen das Privileg haben sollten, sich die Einrichtung auszusuchen. „Vielmehr muss auch einem behinderten Kind grundsätzlich jede Kindertageseinrichtung und jede Gruppe in einer Kindertageseinrichtung offen stehen, sofern dadurch nicht das Wohl des behinderten Kindes, aber auch das Wohl der nicht behinderten Kinder gefährdet ist“ (Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur Mecklenburg - Vorpommern 2012, S. 51).

Aufgabe der Institution ist es dafür zu sorgen, dass es zu keiner Benachteiligung kommt und dass alle Kinder eine optimale Förderung erhalten. Dazu müssen die pädagogischen Fachkräfte den aktuellen Stand des Kindes berücksichtigen. Außerdem benötigen sie Kenntnisse über verschiedene Beobachtungs- und Dokumentationsverfahren. „Die Kommission empfiehlt daher, dass die alltagsintegrierte Beobachtung und regelmäßige Dokumentation von Entwicklungsverläufen verbindlich durch ein standardisiertes und normiertes Screening-Verfahren ergänzt wird“ (Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur Mecklenburg - Vorpommern 2012, S. 55). Dadurch können spezielle Förderprogramme entwickelt werden.

Die Kommission beschreibt auch welche Aufgaben auf die pädagogischen Fachkräfte zu kommen, wenn sie inklusiv arbeiten. „Die Fachkräfte müssen be-

fähigt sein, die individuellen Entwicklungsstände der Kinder systematisch und vergleichbar zu erfassen und ggf. Förderbedarfe zu identifizieren. Hierbei sind die relevanten Inhalte der Bildungskonzeption sowie mögliche Instrumente zur Diagnose, Dokumentation und individuellen Förderung obligatorisches Wissen für die Arbeit in den Kindertageseinrichtungen“ (Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur Mecklenburg - Vorpommern 2012, S. 57). Nur dadurch können alle Kinder in einer Einrichtung inkludiert werden. Die Fachkräfte müssen die unterschiedlichen Bedürfnisse befriedigen.

Außerdem ist die Beobachtung und Dokumentation die Grundlage einer gezielten Förderung, denn anhand der Auswertungen können die Fachkräfte die Bereiche herausfinden, in denen die Kinder Unterstützung benötigen. „Wenn die Kindertageseinrichtungen ihrer Aufgabe einer individuellen Förderung (durch mehr Fachlichkeit und mehr Ressourcen) nachkommen und dabei, sowohl durch präventive als auch durch fördernde Maßnahmen erfolgreich sind, könnte es durchaus zu einer Verringerung der Zahl der Kinder führen, die eine gezielte Frühförderung benötigen“ (Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur Mecklenburg - Vorpommern 2012, S. 60). Je früher das pädagogische Personal interveniert, desto besser für die Kinder. Inklusion hat demnach ein präventives Potenzial, welches genutzt werden kann.

Die Expertenkommission stellt heraus, dass Inklusion das ganze Bildungssystem betrifft. Um den Ansatz im vollen Maße gerecht zu werden, muss sich das System verändern. Inklusion hört nicht bei den Kindertageseinrichtungen auf, sondern diese Institutionen sind nur ein Teil des Bildungssystems welche unter anderem die Aufgabe haben, die Kinder in ihrer Entwicklung zu begleiten. Außerdem ist ein „grundsätzliches Ziel (...) die optimale Förderung aller Kinder im inklusiven Setting in der Kindertageseinrichtung/Kindertagespflege und die Ermöglichung eines erfolgreichen Übergangs in die ebenfalls inklusive Schule“ (Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur Mecklenburg - Vorpommern 2012, S. 58).

Im nächsten Abschnitt untersuche ich die 'Bildungskonzeption für 0- bis 10-jäh-

rige Kinder in Mecklenburg - Vorpommern´ nach inklusiven Aspekten und stelle diese vor. Laut § 1 (3) des Kindertagesförderungsgesetzes (KiföG M-V) ist die Grundlage der individuellen Förderung die verbindliche Bildungskonzeption (vgl. Landesregierung Mecklenburg - Vorpommern 2010, URL 3).

1.4.3 Bildungskonzeption

Die Bildungskonzeption beinhaltet mehrere Bestandteile einer inklusiven Pädagogik, wie beispielsweise die Teilhabe. „Die Kindheit wird als eigenständige und für die geistige, körperliche und seelische Entwicklung bedeutsame Lebensphase angesehen. Dies gilt für alle Kinder, unabhängig von ihrer sozialen und kulturellen Herkunft und unabhängig von Beeinträchtigungen“ (Bildungskonzeption für 0- bis 10-jährige Kinder in M-V, Bildungs- und Erziehungsbereiche, Leitgedanken zu den Bildungs- und Erziehungsbereichen, S. 2). Das bedeutet, dass alle Kinder willkommen sind und dass sie ein Recht auf ihre Kindheit haben. Die ganzheitliche Sicht steht dabei im Mittelpunkt.

Wir bereits mehrfach genannt ist das Thema Inklusion sehr komplex und es gibt keine einheitliche Definition. Deshalb ist es für die Einrichtungen schwer sich zu orientieren und Inklusion umzusetzen. Auch der Inklusionskongress und die Begleitgruppe konnten bis jetzt dieses Problem noch nicht vollständig lösen. Die Bildungskonzeption versteht unter dem Inklusionskonzept folgendes: „Inklusion wird dabei als ein Prozess verstanden, bei dem auf die verschiedenen Bedürfnisse von allen Kindern eingegangen wird. Verschiedenartigkeit/Heterogenität der Gruppen ist eine Gegebenheit, die heute als Chance gesehen wird. (...) Inklusiv Bildung ist ein Umgestaltungsprozess, der zum Ziel hat, dass in der Regel alle Kinder in allen Bildungsinstitutionen gefördert werden können“ (Bildungskonzeption für 0- bis 10-jährige Kinder in M-V, Bildungs- und Erziehungsbereiche, Leitgedanken zu den Bildungs- und Erziehungsbereichen, S. 9).

Nachdem nun die unterschiedlichen Sichtweisen auf Inklusion deutlich wurden, möchte ich mich in einem nächsten Schritt mit den rechtlichen Grundlagen der Inklusion beschäftigen. Das Konzept ist keine unverbindliche Idee, sondern be-

reits in einer Vielzahl von Gesetzen verankert.

2. Rechtliche Grundlagen

Beginnen werde ich mit einem Werbespruch für einen Baumarkt aus den 2000er Jahren: 'Geht nicht, gibt's nicht!'. Damit möchte ich an dieser Stelle darauf hinweisen, dass es nicht darum geht ob wir Inklusion umsetzen oder nicht, sondern viel mehr der Frage nachgehen wie wir Inklusion umsetzen, denn dieser Ansatz ist rechtlich verankert und damit verbindlich. Welche rechtlichen Grundlagen für die Umsetzung dieses Konzeptes eine Rolle spielen, werde ich nun erläutern.

Bereits 1994 wurde in der 'Salamanca Erklärung' auf das Thema Inklusion eingegangen. Bei der Übersetzung ins Deutsche wurde der Begriff 'inclusion' mit Integration gleichgesetzt, auch wenn deutlich wurde, dass es sich um Inklusion handelt. In der Erklärung geht man „davon aus, dass menschliche Unterschiede normal sind, dass das Lernen daher an die Bedürfnisse des Kindes angepasst werden muss und sich nicht umgekehrt das Kind nach vorbestimmten Annahmen über das Tempo und die Art des Lernprozesses richten soll. Eine kindzentrierte Pädagogik ist für alle Kinder und in der Folge für die gesamte Gesellschaft von Nutzen“ (UNESCO 1994, URL 1). An dieser Stelle wird klar herausgestellt, dass Vielfalt etwas Alltägliches ist und, dass es sich um einen institutionellen Ansatz handelt (siehe 1.2).

Des Weiteren sind im 'Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen' (Convention on the Rights of Persons with Disabilities = CRPD) einige inklusive Aspekte vorhanden. Im Artikel 3 werden allgemeine Grundsätze aufgelistet. Dazu gehören unter anderem: die Nichtdiskriminierung, die volle und wirksame Teilhabe, Achtung und Akzeptanz vor Unterschiedlichkeit, Chancengleichheit, Gleichberechtigung. Artikel 5 CRPD unterstreicht die Gleichberechtigung und die Nichtdiskriminierung. Insbesondere Artikel 5 (3) CRPD macht deutlich, dass die Vertragsstaaten alle geeigneten Schritte unternehmen sollen, um dieses Ziel zu verwirklichen.

In unserem Grundgesetz kommt ein ganz wichtiger inklusiver Baustein zum Tragen. Im Artikel 3 (3) GG heißt es: „Niemand darf wegen seines Geschlechtes, seiner Abstammung, seiner Rasse, seiner Sprache, seiner Heimat und Herkunft, seines Glaubens, seiner religiösen oder politischen Anschauungen benachteiligt oder bevorzugt werden. Niemand darf wegen seiner Behinderung benachteiligt werden“. Damit stellt das Grundgesetz eine wichtige Voraussetzung für Inklusion: „Alle Menschen sind vor dem Gesetz gleich“ Artikel 3 (1) GG. Im § 9 SGB VIII 3. wird auf die Gleichberechtigung von Jungen und Mädchen eingegangen, in der Präambel des CRPD wird unter anderem deutlich, „dass jede Diskriminierung aufgrund von Behinderung eine Verletzung der Würde und des Wertes darstellt (...) (Vereinte Nationen 2008, URL 2) und Artikel 7 (1) CRPD besagt: „Die Vertragsstaaten treffen alle erforderlichen Maßnahmen, um zu gewährleisten, dass Kinder mit Behinderungen gleichberechtigt mit anderen Kindern alle Menschenrechte und Grundfreiheiten genießen können“.

Im ‘Übereinkommen über die Rechte der Kinder’ (Convention on the Rights of the Child = CRC) wird sich eindeutig gegen Diskriminierung positioniert. Artikel 2 CRC (1) hebt folgendes hervor: „Die Vertragsstaaten achten die in diesem Übereinkommen festgelegten Rechte und gewährleisten sie jedem ihrer Hoheitsgewalt unterstehenden Kind ohne jede Diskriminierung unabhängig von der Rasse, der Hautfarbe, dem Geschlecht, der Sprache, der Religion, der politischen oder sonstigen Anschauung, der nationalen, ethnischen oder sozialen Herkunft, des Vermögens, einer Behinderung, der Geburt oder des sonstigen Status des Kindes, seiner Eltern oder seines Vormunds“. Dies ist ein weiterer wichtiger Bestandteil, um das Ziel der Inklusion zu bewältigen. Diskriminierungen haben nichts mit dem Konzept gemein und sind in jeglicher Form verboten.

Im Artikel 8 CRC wird darauf hingewiesen, dass die Identität der Kinder gewahrt bleiben soll. Damit wird die Einzigartigkeit jedes Kindes unterstützt. Sie haben also ein Recht so zu sein, wie sie sind. Dazu gehört beispielsweise auch ihre kulturelle Identität. Diese wird durch Artikel 30 CRC geschützt: „In Staaten, in denen es ethnische, religiöse oder sprachliche Minderheiten oder Ureinwohner gibt, darf einem Kind, das einer solchen Minderheit angehört oder Ureinwohner

ist, nicht das Recht vorenthalten werden, in Gemeinschaft mit anderen Angehörigen seiner Gruppe seine eigene Kultur zu pflegen, sich zu seiner eigenen Religion zu bekennen und sie auszuüben oder seine eigene Sprache zu verwenden“.

Ein Ziel von Inklusion ist es, dass allen Kindern der Zugang zu einer Kindertageseinrichtung ermöglicht und dadurch die Exklusion beseitigt wird. Auch das Kindertagesförderungsgesetz unterstützt dieses Vorhaben. § 2 (6) KiföG besagt: „Die individuelle Förderung von Kindern mit Behinderungen und von Behinderung bedrohter Kinder soll vorrangig in Kindertageseinrichtungen erfolgen (...)“, damit wird diese Gruppe von Menschen nicht mehr exkludiert, sondern inkludiert. Außerdem haben alle Eltern laut § 5 (1) SGB VIII ein Recht darauf, sich die Einrichtung auszusuchen und somit müssen sich die Einrichtungen auf die Kinder einstellen.

Die gemeinsame Förderung steht also im Vordergrund und § 22a (4) Satz 1 SGB VIII sagt eindeutig aus: „Kinder mit und ohne Behinderung sollen, sofern der Hilfebedarf dies zulässt, in Gruppen gemeinsam gefördert werden“. Im § 4 (3) Satz 1 SGB IX unterstützt ebenfalls die Teilhabe: „Leistungen für behinderte oder von Behinderung bedrohte Kinder werden so geplant und gestaltet, dass nach Möglichkeit Kinder nicht von ihrem sozialen Umfeld getrennt und gemeinsam mit nicht behinderten Kindern betreut werden können“. Auch § 19 (3) SGB IX unterstreicht diese Forderung: „Bei Leistungen an behinderte oder von einer Behinderung bedrohter Kinder wird eine gemeinsame Betreuung behinderter und nicht behinderter Kinder angestrebt“.

Im Artikel 23 (1) des 'Übereinkommens über die Rechte des Kindes' wird auf die Fürsorge behinderter Kinder eingegangen. „Die Vertragsstaaten erkennen an, dass ein geistig oder körperlich behindertes Kind ein erfülltes und menschenwürdiges Leben unter Bedingungen führen soll, welche die Würde des Kindes wahren, seine Selbstständigkeit fördern und seine aktive Teilnahme am Leben der Gemeinschaft erleichtern“. Besonders der letzte Teilsatz spricht für die Betreuung in Kindertageseinrichtungen. Die Teilhabe an der Gemeinschaft

wird erleichtert, wenn die Kinder von Anfang an lernen, ein Teil von ihr zu sein. Außerdem kommen sie frühzeitig mit einer Vielzahl von Unterschieden in Berührung, setzen sich damit auseinander und können ihre Welt konstruieren.

Die Teilhabe ist ein weiteres großes Feld der Inklusion und diese soll ermöglicht werden. In der Präambel des 'Übereinkommens der Vereinten Nationen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen' werden verschiedene Zusammenhänge mit Behinderung deutlich. Es wird beispielsweise darauf hingewiesen, dass sich ein Mensch in einer Wechselwirkung mit der Gesellschaft und der Umwelt befindet. „(...) In der Erkenntnis, dass das Verständnis von Behinderung sich ständig weiterentwickelt und dass Behinderung aus der Wechselwirkung zwischen Menschen mit Beeinträchtigungen und einstellungs- und umweltbedingten Barrieren entsteht, die sie an der vollen, wirksamen und gleichberechtigten Teilhabe an der Gesellschaft hindern (...)“ (Vereinte Nationen 2008, URL 2), wird deutlich, dass Barrieren beseitigt werden müssen, damit die Teilhabe ermöglicht wird. Im Behindertengleichstellungsgesetz (BGG) § 4 ist die Barrierefreiheit verankert.

Im Artikel 24 (1) CRPD wird Kindern mit Beeinträchtigungen ein Recht auf Bildung zugesprochen. Kindertageseinrichtungen sind Bildungseinrichtungen und deshalb muss ihnen der Zugang ermöglicht werden. Auch im Artikel 28 CRC wird das Recht auf Bildung anerkannt und ist dort rechtlich festgeschrieben und im Artikel 29 CRC wurden die Bildungsziele vereinbart. Auch das Spiel ist ein wichtiger Bestandteil der Bildung und im Artikel 31 CRC ist das Recht auf Spiel festgelegt.

Ein weiteres relevantes Recht in Bezug zur Inklusion ist die Entwicklung der Menschen und im Artikel 6 (2) CRC wie folgt verankert: „Die Vertragsstaaten gewährleisten in größtmöglichem Umfang das Überleben und die Entwicklung der Kinder“. Auch § 1 (1) SGB VIII und § 22 (3) SGB VIII machen deutlich, dass über die Entwicklung der Kinder nicht zu verhandeln ist. In der Präambel des KiföG M-V wird betont: „Jedes Kind hat das Recht auf individuelle Förderung seiner Entwicklung und auf Erziehung zu einer eigenverantwortlichen und ge-

meinschaftsfähigen Persönlichkeit“.

Damit sind die Voraussetzungen für die Inklusion gegeben und deren Umsetzung ist rechtlich verbindlich. „Nicht mehr die Frage danach, ob ein Kind aufgenommen werden kann, sondern vielmehr die Frage, wie sich eine Einrichtung verändern muss, um ein Kind mit seinen individuellen Bedürfnissen aufnehmen zu können, sollte im Vordergrund stehen“ (Albers 2010, S. 24), denn „rechtliche Grundlagen zur Untermauerung der Forderung nach Inklusion sowie nach Teilhabe und Nichtausgrenzung stellen Verbindlichkeiten dar. Die Menschenrechte sind nicht verhandelbar“ (Sulzer/Wagner 2011, S. 30).

Im nächsten Abschnitt möchte ich mich nun konkret über die Umsetzung der Inklusion befassen. Anhand des folgenden Modells soll diese veranschaulicht werden.

3. Das Mehrebenenmodell nach Heimlich

Das Mehrebenenmodell wurde von Ulrich Heimlich im Jahre 2003 entwickelt. Im Mittelpunkt dieses Konzeptes stehen die Kinder mit ihren individuellen Förderbedürfnissen. Dieser Bestandteil umfasst die Möglichkeit einer Teilhabe an der Gesellschaft. Die Kinder haben einen Rechtsanspruch auf eine angemessene Förderung und auf Respekt vor ihrer Selbstbestimmung. Im nächsten Abschnitt werden die integrativen Spielsituationen genannt, denn der Kern der integrativen Prozesse wird durch das gemeinsame Spiel gebildet. Die Kinder lernen voneinander und regen sich gleichzeitig zur Entwicklung an. Die mit der Integration verbundenen Aufgaben sind alleine nicht mehr zu bewältigen. Deshalb besteht der dritte Teil aus den multiprofessionellen Teams, welche ein Qualitätsmerkmal für die Institution darstellen. Anschließend werden die inklusiven Kindertageseinrichtungen genannt und die externen Unterstützungssysteme bilden den äußeren Rahmen des Konzeptes (vgl. Heimlich 2003, S. 36-37).

In einer WiFF (Weiterbildungsinitiative Frühpädagogische Fachkräfte) Expertise von 2013 hat Ulrich Heimlich seine Darstellung noch einmal aufgegriffen (siehe

Abb. 1) und sie als 'Inklusionsentwicklung in Kindertageseinrichtungen als Mehrebenenmodell' betitelt und die ersten beiden Bestandteile verändert. Im Mittelpunkt stehen nun Kinder mit individuellen Bedürfnissen und aus den integrativen Spielsituationen wurden inklusive Spiel- und Lernsituationen (vgl. Heimlich 2013, S. 25).

Ich möchte nun der Frage nachgehen, ob das Mehrebenenmodell ein gelungenes Konzept ist Inklusion umzusetzen. In diesem Zusammenhang werde ich auch darauf zu sprechen kommen, auf welche (neuen) Aufgaben sich die Fachkräfte einstellen müssen und ob sie diese auch bewältigen können.

Zu Beginn jeder Ebene werde ich kurz erläutern was die Inhalte des Modells von Ulrich Heimlich sind und sie daraufhin auf ihre Anschlussfähigkeit zur Umsetzung dieses Konzeptes untersuchen.

3.1 Kinder mit individuellen Bedürfnissen

Auf dieser Ebene geht es Heimlich darum, die Kinder nicht nach diversen Merkmalen zu unterscheiden und in verschiedene Gruppen zu stecken, denn sie sind immer mehrfachzugehörig. „Auf der Ebene der Kinder mit individuellen Bedürfnissen geht es unter inklusivem Aspekt darum, sich von der Zwei-Gruppen-Theorie (Behinderte - Nichtbehinderte) zu lösen“ (Heimlich 2013, S. 26). Alle Kinder gehören mehreren unterschiedlichen Gruppen an und die individuellen Bedürfnisse aller Kinder müssen wahrgenommen werden (vgl. Heimlich 2013, S. 26).

Ich denke, dass für die Umsetzung der Inklusion zunächst das Menschenbild geklärt werden sollte. „Die Unterschiede zwischen Kindern mit und ohne Beeinträchtigungen sind erstaunlich, aber ebenso erstaunlich sind die Ähnlichkeiten zwischen Kindern mit Beeinträchtigungen, trotz der sehr unterschiedlichen Formen von Beeinträchtigungen“ (Janson 2011, S. 140). Das bedeutet, dass die Kinder in all ihren Unterschiedlichkeiten trotzdem sehr viele Gemeinsamkeiten haben. Unter inklusiven Aspekten sollte aber gerade auf die Einzigartigkeit der

Kinder geschaut werden. Jedes Kind ist individuell und hat somit auch spezielle Bedürfnisse. Deshalb müssen auch beispielsweise die Spiel-, Bildungs- und Förderangebote auf die Kinder zugeschnitten werden. Nicht jedes Angebot passt für jedes Kind. Trotz aller Gemeinsamkeiten und Unterschiede ist es wichtig, die Kinder gleichwertig zu behandeln, denn sie haben die gleiche Anerkennung verdient.

Jedes Kind verfügt von der Geburt an über Ressourcen, die es zu erkennen gilt. Kinder sind aktiv, kompetent und streben nach Selbstständigkeit. Selbst vor unbekanntem schrecken sie nicht zurück und versuchen ihre Welt zu entdecken. „Kinder lernen aktiv und beobachten aufmerksam, was sich um sie herum ereignet. Gerade Unterschiede zwischen Menschen machen sie neugierig (...) (Wagner 2013, S. 27). Gerade dieses Potenzial der Kinder muss genutzt werden, denn die Neugier und Offenheit gegenüber anderen Menschen ist eine Grundvoraussetzung der Inklusion.

Kinder sind soziale Wesen, welche sich die Welt selbst erschließen und sich selbst bilden wollen. „Die Reggianer gehen davon aus, dass jedes Kind sich ab der Geburt im sozialen Kontext selbst bildet“ (Jobst 2007, S. 43). Wichtig dabei ist, dass wir die Kinder unterstützen und ihnen Halt bieten. Denn nur wenn die Bedürfnisse befriedigt sind, erkunden die Kinder die Welt. Dies tun die Kinder auf ganz unterschiedliche Weise. „Die Rede von den ‘hundert Sprachen der Kinder’ bringt die vielfältigen Möglichkeiten auf den Begriff, die jedes einzelne Kind und jede Kindergruppe hat, seine Welt bzw. ihre Welt zu konstruieren und zu ko-konstruieren“ (Prengel 2010, S. 34). Wir müssen ihnen den Rahmen geben, damit sie sich auch entfalten können.

3.2 Inklusive Spiel- und Lernsituationen

Auf dieser Ebene wird die Aufgabe der pädagogischen Fachkräfte deutlich, denn sie sollen Rahmenbedingungen schaffen um das Spiel zu fördern. Ein weiterer Bestandteil ist die Beobachtung der Spielsituationen und die Zusammenstellung der Angebote. Darüber hinaus sollen Entwicklungsrisiken und

Lernprobleme erkannt werden (vgl. Heimlich 2013, S. 26).

Kinder mit Beeinträchtigungen können im Spiel ihre Potenziale entfalten. „Das Spiel ist für die Integration behinderter Kinder von herausragender Bedeutung und trägt wesentlich zum Verständnis und der Weiterentwicklung des komplexen Themas Inklusion bei“ (Casey 2011, S. 237), denn beim Spielen wird auf die Ressourcen, die jedes Kind mit sich bringt geachtet und nicht auf die Beeinträchtigungen. Diesen positiven Blick haben die Kinder manchen Erwachsenen voraus. „Die kindliche Unvoreingenommenheit wird als großes Potenzial angesehen, das im Spiel der Kinder untereinander integrative Prozesse ermöglicht“ (Prenzel 2010, S. 32).

Aus entwicklungspsychologischer Sicht besitzt das Spiel einen hohen Stellenwert, denn „Kinder, die nicht spielen, haben Schwierigkeiten, Lern- und Konzentrationsfähigkeit, Selbstständigkeit, Kreativität und soziale Kompetenzen zu erwerben“ (Haug-Schnabel/Bensel 2011, S. 67). Im Spiel bilden und erziehen sich die Kinder gegenseitig und eignen sich ihre Welt an. Es ist keine sinnlose Beschäftigung, sondern sehr wichtig für die Entwicklung.

An dieser Stelle möchte ich das Modell von Heimlich erweitern, weil gerade die Verbindung zwischen Bildung und Spiel hergestellt wurde. Auf der Ebene der inklusiven Spiel- und Lernsituationen bietet es sich an, die Trias Bildung, Erziehung und Betreuung mit einzubeziehen, da sie voneinander abhängig sind. Auch das Spiel kann nicht losgelöst von den drei Bestandteilen betrachtet werden. Deshalb würde ich diese Ebene in inklusive Bildung, Erziehung und Betreuung umbenennen (siehe Abb. II), ohne dabei die Spiel- und Lernsituationen außer Acht zu lassen.

Die Kindertageseinrichtungen haben die Aufgabe, die Kinder auf die Welt vorzubereiten. Die große Schwierigkeit dabei ist dass sie nicht wissen, was in der Zukunft sein wird. Sicher ist aber, dass die Menschen individuell und von Unterschieden geprägt sind. Deshalb ist es die Aufgabe der pädagogischen Fachkräfte die Kinder darauf vorzubereiten. „Pädagogische Angebote sind daher so

zu gestalten, dass Kinder in ihrer Individualität gestärkt werden und lernen, mit Unterschieden zu leben“ (Albers 2012, S. 18). Unter dem inklusiven Aspekt ist es sinnvoll nicht nur mit der Vielfalt zu leben, sondern auch einen Nutzen daraus zu ziehen. „Durch die ständige Möglichkeit zu sozialen Kontakten erfahren Kinder (...) etwas über Unterschiede zwischen Menschen. Sie lernen, mit diesen Unterschieden umzugehen, sie sogar produktiv zu nutzen“ (Heimlich 2003, S. 140). Die Kinder müssen ermutigt werden, sich auf Unterschiede einzulassen und sie zu erkunden, denn „gerade im Bereich der Tageseinrichtungen für Kinder entwickeln Kinder eine große Selbstverständlichkeit im Umgang mit Unterschieden und die Bereitschaft, sich auf die spezifischen Eigenarten des anderen einzustellen“ (Heimlich 2003, S. 88).

Nicht nur Angebote haben das Potenzial, die Kinder mit Unterschieden in Kontakt treten zu lassen. Auch das Zusammensein heterogener Gruppen führt zu einer Auseinandersetzung mit diesem Thema. Dabei spielt die Zusammensetzung der Gruppen eine wichtige Rolle, denn „Kinder brauchen die Irritation neuer Erfahrungen, um ihr Weltbild zu erweitern. Sie brauchen (auch) Kinder, mit denen sie auf gleicher Stufe solche Erfahrungen „durcharbeiten“ können“ (Kron 2011, S. 193). Die Kinder sollen sich damit auseinandersetzen, dass Unterschiede und Gemeinsamkeiten zu unserem Leben dazu gehören. Deshalb ist es wichtig, Begegnungen nicht künstlich zu initiieren, sondern gemeinsame alltägliche Aktivitäten zu nutzen. Dafür eignet sich z.B. das Freispiel. „Das gemeinsame Spiel hat (...) einen ganz alltäglichen Charakter im Sinne einer Selbstverständlichen Begegnung der Kinder“ (Heimlich 2003, S. 26).

Auch für die Bildungsprozesse ist das Zusammensein mit anderen Kindern sehr bedeutsam. Die Kinder bilden sich auf der Grundlage von Autopoiesis. Dieser Selbstbildungsprozess vollzieht sich indem sich das Subjekt mit der Umwelt auseinandersetzt. „Bildung ist durchweg mit einer Vorstellung von der Selbsttätigkeit des Individuums verbunden. Sie ist etwas, was der Mensch selbst verwirklichen muss und kann nicht von außen erzeugt werden. Bildung vollzieht sich jedoch nur durch die Auseinandersetzung mit einer kulturellen Welt“ (Schäfer 2011, S. 14). Das bedeutet, dass man den Kindern nicht etwas 'eintrichtern'

kann, so wie es in vielen Schulen der Fall ist, sondern sie brauchen andere Personen und ein Umfeld welches sie anregt. „Kinder brauchen für ihre frühen Bildungsprozesse also keinen Unterricht in Krippe oder Kindergarten, sondern eine vielfältige und differenzierte Umwelt“ (Schäfer 2011, S. 33).

Bildung in der frühen Kindheit muss nicht in Form von Projekten initiiert werden. Der alltägliche Tagesablauf besitzt bereits genug Herausforderungen, an denen die Kinder wachsen können. „Frühkindliche Bildung ist zuallererst Bildung im und durch den Alltag“ (Schäfer 2011, S. 37). Durch kreative Problemlösekompetenzen können die Kinder die Anforderungen des Alltags bewältigen. Diese werden bereits in der frühen Kindheit erworben und im Laufe des Lebens weiter ausgebaut. „Die entscheidenden Grundlagen für spätere kreative Leistungen werden in der frühen Kindheit angelegt, wenn Kinder sich in der Welt spielerisch erproben“ (Hüther 2012, S. 129).

Im Bereich der frühkindlichen Bildung, Erziehung und Betreuung spielt das soziale Miteinander eine entscheidende Rolle, denn „beim Spiel nehmen Kinder Kontakt mit ihrer Umgebung und anderen Kindern auf, Freundschaften entstehen und werden gepflegt, Beziehungen ausgelotet und Bindungen geknüpft“ (Casey 2011, S. 220). Das Spiel beinhaltet das Potenzial, die sozialen Kompetenzen der Kinder zu fördern. Die Kinder stehen vor einer Reihe von Herausforderungen, denn sie müssen Absprachen treffen, Konflikte lösen, eventuell Regeln aufstellen, sich an diese halten und Interaktionen eingehen. „Kinder bringen in das gemeinsame Spiel ihre Interessen und Bedürfnisse ein. Sie fragen nach den Fähigkeiten des anderen und regen sich so gegenseitig zur Entwicklung an“ (Heimlich 2013, S. 21).

Damit inklusive Prozesse, wie z.B. das Spiel, zwischen den Kindern ermöglicht werden, müssen bestimmte Rahmenbedingungen vorhanden sein. Dazu gehört unter anderem, dass die Interaktionen immer auf freiwilliger Basis stattfinden. Das Spiel kann zwar durch eine pädagogische Fachkraft eingeleitet werden, aber im Regelfall geht die Initiative vom Kind aus. Kinder spielen aber nur, wenn ihre Grundbedürfnisse gestillt worden sind. „Spielen kann man nur im entspann-

ten Feld. Sobald Angst, Schmerz, Hunger oder Müdigkeit sich melden, hört das Kind auf zu spielen“ (Haug-Schnabel, Bensel 2011, S. 67).

Die Fachkräfte haben dafür Sorge zu tragen, dass den Kindern eine Vielzahl unterschiedlichster Materialien zur Verfügung steht. Diese werden nicht wahllos ausgesucht, sondern „die Struktur und Komplexität der Spielmaterialien variiert in Abhängigkeit von den unterschiedlichen Vorlieben, dem Lernverhalten und dem Entwicklungsgrad der Kinder“ (Wolfberg 2011, S. 252). Damit die Fachkräfte auf die individuellen Bedürfnisse eingehen können, ist die Beobachtung und Dokumentation unverzichtbar.

3.3 Multiprofessionelles Team

Auf dieser Ebene kristallisiert sich heraus, dass bei den pädagogischen Fachkräften ein Umdenken nötig ist. Sie müssen sich davon lösen, dass eine Person eine Gruppe von Kindern bildet, erzieht und betreut und für diese alleine die Verantwortung trägt. Die heterogenen Gruppen verlangen viel von den Fachkräften und als einzelne Person ist diese Aufgabe nicht zu bewältigen. Heimlich stellt fest: „Die Anforderungen an frühpädagogische Fachkräfte in inklusiven Kindertageseinrichtungen verändern sich in sehr komplexer Weise“ (Heimlich 2013, S. 28).

Deshalb ist nicht mehr die pädagogische Fachkraft alleine gefragt, sondern das gesamte Team. Das Personal einer Kindertageseinrichtung sollte so zusammengestellt werden, dass eine größtmögliche Vielfalt vorhanden ist. Dabei spielen unter anderem Geschlecht, Herkunft und Qualifikation eine Rolle. Diese multiprofessionellen Teams müssen zusammenarbeiten und ihre Ressourcen nutzen, damit die unterschiedlichen Bedürfnisse der Kinder befriedigt werden können. „Die Entwicklung einer inklusiven Kindertageseinrichtung erfordert die enge Zusammenarbeit aller Beteiligten“ (Heimlich 2013, S. 26). Dazu zählen beispielsweise die Eltern und LehrerInnen.

An dieser Stelle möchte ich auf meinen zweiten großen Schwerpunkt meiner Ar-

beit eingehen, nämlich auf die (neuen) Aufgaben der pädagogischen Fachkräfte. Ich fasse in dieser Ebene zusammen, welche Qualifikationen in Bezug zur Inklusion eine Rolle spielen (können).

Ein Qualitätsmerkmal der pädagogischen Fachkräfte sollte das Wahrnehmen und Nutzen der Vielfalt sein. Die Unterschiedlichkeit zwischen Menschen muss deutlich gemacht werden. Die Kinder sollen lernen damit umzugehen und dadurch erfahren, dass alle dazugehören und keiner ausgeschlossen ist. Eine Grundlage für diese Anforderung ist das inklusive Menschenbild (siehe 3.1). Der respektvolle Blick auf das Kind ermöglicht diesen Zugang. In der Bildungskonzeption Mecklenburg - Vorpommern wird diese Aufgabe folgendermaßen beschrieben: „Ein positiver Umgang mit individuellen Unterschieden und Vielfalt setzt voraus, sie sensibel wahrzunehmen und bei der Planung und Gestaltung von Bildungs- und Erziehungsprozessen zu bedenken“ (Bildungskonzeption für 0- bis 10-jährige Kinder in M-V, Bildungs- und Erziehungsbereiche, Leitgedanken zu den Bildungs- und Erziehungsbereichen, S. 5).

Kindertageseinrichtungen sind Orte der Vielfalt. Die Unterschiedlichkeiten müssen aufgedeckt und beachtet werden. Es sollte ein Rahmen entstehen, in dem die Kinder auf die Suche gehen können und mit Fragen nicht alleine gelassen werden. Im Kontakt und im Austausch lernen Kinder, dass die Vielfalt eine Bereicherung für alle ist. „Sie erfahren, dass Menschen unterschiedlich leben. Sie lernen, kompetent damit umzugehen. Sie erleben, dass die Kita ein Ort ist, wo es fair zugeht (...) (Wagner 2013, S. 30). Ziel ist es, den Kindern ein Vorbild zu sein und die Kita zu einem Ort zu machen, in dem Respekt vor Vielfalt eine zentrale Rolle einnimmt. Damit dieses Ziel gelingen kann, brauchen die Kinder Informationen und eine positive Einstellung zu Unterschieden. Dies ist Aufgabe der pädagogischen Fachkräfte. Eine gemeinsame Philosophie könnte folgendermaßen aussehen: „Unterschiede werden benannt und gemeinsam Lösungen gefunden, diese zu akzeptieren und im Alltag nutzbar zu machen“ (Kobelt Neuhaus 2013, S. 124).

Sulzer und Wagner fassen in ihrer WiFF Expertise den Umgang mit Vielfalt zu-

sammen: „Konkret geht es beispielsweise um die geschlechterbewusste Nutzung von Räumen, die Thematisierung kultureller und sprachlicher Vielfalt mit den Kindern in Form von Projekten, die Herstellung gemeinsamer Spielsituationen von Kindern mit und ohne Beeinträchtigung, ein pädagogisches Team, das in Bezug auf soziale Vielfalt bewusst heterogen zusammengesetzt ist“ (Sulzer/Wagner 2011, S. 17-18).

Eine weitere wichtige Aufgabe der pädagogischen Fachkräfte ist der Umgang mit Benachteiligungen, Diskriminierungen und Etikettierungen. Wie bereits in den rechtlichen Grundlagen (siehe 2.) festgestellt werden konnte, ist die Nichtdiskriminierung rechtlich vorgeschrieben. Genau deswegen brauchen die Fachkräfte ein Wissen über die Ursachen, Formen und Wirkungsweisen von Diskriminierungen. Das Erkennen der verschiedenen Typen ist Voraussetzung, um gegen Benachteiligung und Herabwürdigung vorzugehen. Sulzer und Wagner konstatieren: „Teilhabebarrieren und Diskriminierung müssen abgebaut werden, damit sich Kinder in ihrer Verschiedenheit entfalten können. Diese Überzeugung erfordert, diskriminierende Strukturen und Ideologien zu erkennen“ (Sulzer/Wagner 2011, S. 22), denn jedes Kind hat laut Artikel 2 (1) GG ein Recht auf die freie Entfaltung seiner Persönlichkeit.

Der Umgang mit Vielfalt erfordert von den Fachkräften, jedes Kind in seiner Ganzheitlichkeit wahrzunehmen und zu respektieren. Deshalb sind sie „(...) aufgefordert, ihren Umgang mit Unterschiedlichkeiten kritisch zu reflektieren und für Einseitigkeiten, Vorurteile, Diskriminierung und deren Folgen sensibler zu werden“ (Wagner 2013, S. 31). Nur wenn sich das Personal selbstkritisch hinterfragt, können unbewusste Diskriminierungen vermieden werden. Bevor den verschiedenen Formen von Diskriminierung entgegengewirkt werden kann, müssen sie aufgedeckt werden. „Im Spektrum der Positionen Inklusiver Pädagogik wird Individualität favorisiert, und kollektive kategoriale Zuordnungen werden in ihren etikettierenden und diskriminierenden Wirkungen wahrgenommen“ (Prengel 2010, S.46).

Kinder brauchen also kompetente Fachkräfte, die ihre Fehler auch eingestehen

und ihre Machtstellung nicht ausnutzen. Dies könnte dazu führen, dass die Kinder sich hilflos fühlen. „Damit sie in Situationen, in den ihnen selbst oder andere Menschen Ungerechtigkeit, Ausgrenzung und Abwertung widerfahren, kompetent reagieren zu können, brauchen Kinder etwas anderes: Erwachsene, die sie in ihrem Gerechtigkeitssinn und in ihrer Urteilsfähigkeit unterstützen. Auch, indem sie ihre Machtposition kritisch reflektieren und Kinder ermutigen, Worte für ihre Gefühle und Gedanken in solchen Situationen zu finden“ (Sulzer/Wagner 2011, S. 39). Somit ist die Reflexionsqualität ein wichtiges Kriterium für die pädagogischen Fachkräfte. Außerdem ist es von entscheidender Bedeutung, seine eigenen Erfahrungen mit Einseitigkeiten, Diskriminierungen, Etikettierungen und Benachteiligungen zu reflektieren, denn diese können in das eigene pädagogische Handeln mit einfließen.

Das pädagogische Personal hat eine Vorbildfunktion und dieser müssen sie sich auch bewusst sein. Wenn die Fachkräfte selbst andere Kinder diskriminieren, kommen die Kinder damit in Berührung, lernen, welche Strukturen die Benachteiligungen haben und konstruieren aller Wahrscheinlichkeit nach, dass es normal ist, andere ungerecht zu behandeln. Diese Vorbildfunktion hat schon Alice Miller 1983 herausgestellt: „Wenn man ein Kind erzieht, lernt es erziehen. Wenn man einem Kind Moral predigt, lernt es Moral predigen, wenn man es warnt, lernt es warnen, wenn man mit ihm schimpft, lernt es schimpfen, wenn man es auslacht, lernt es auslachen, wenn man es demütigt, lernt es demütigen, wenn man seine Seele tötet, lernt es töten“ (Miller 1983, S. 119). Wenn ich dieses Muster zum Beispiel auf Diskriminierung übertrage, könnte ich folgendes hinzufügen: ‘Diskriminiert man ein Kind, lernt es zu diskriminieren’.

Gerade in Bezug auf Menschen mit Beeinträchtigungen kommt es immer wieder zu Vorurteilen, Etikettierungen und Diskriminierungen. Die Fachkräfte müssen zusammen mit den Kindern erarbeiten, wie mit Vielfalt umgegangen werden soll. Das fängt beispielsweise schon bei kleinen Dingen an, wie die korrekte und respektvolle Beschreibung von Merkmalen oder Eigenschaften. Den Kindern muss vor Augen geführt werden, dass es nicht darum geht Beeinträchtigungen zu ignorieren, sondern dass sie nur da Beachtung finden, wo sie wirk-

lich eine Rolle spielen. Außerdem müssen Etikettierungen vermieden werden, denn diese führen zu niedrigen Erwartungen an die Personen. Dieser negative Blick lässt sich nicht mit dem inklusiven Menschenbild vereinbaren, denn z.B. das Etikett 'Beeinträchtigung' ist nur eins von vielen Merkmalen, die ein Mensch besitzt.

Ein nächster wichtiger Bestandteil bei der Umsetzung der Inklusion ist die Interaktion mit den Kindern. Im Mittelpunkt steht dabei der Kontakt zwischen der Fachkraft und dem Kind, denn dieser ist entscheidend für die Erziehung und Bildung. Diese Auffassung unterstützt folgendes Zitat: „Wie Kinder sich entwickeln, wie gut und gerne sie lernen, hängt wesentlich davon ab, wie Fachkräfte Beziehungen gestalten“ (Kobelt Neuhaus 2013, S. 120). Damit wird ein Grundstein für das spätere Leben gelegt. Aufgabe der Fachkräfte ist es unter anderem, den Kindern Vertrauen zu schenken und Sicherheit zu bieten. Damit Probleme, die im Laufe des Lebens auf die Kinder zukommen, bewältigt werden können, brauchen Kinder Vertrauen. „Dieses Vertrauen muss während der Kindheit auf drei Ebenen entwickelt werden: als Vertrauen in die eigenen Möglichkeiten, Fähigkeiten und Fertigkeiten zur Bewältigung von Problemen, als Vertrauen in die Lösbarkeit schwieriger Situationen gemeinsam mit anderen Menschen und als Vertrauen in die Sinnhaftigkeit der Welt und das eigene Geborgen- und Gehaltensein in der Welt“ (Hüther 2012, S. 124). Somit entwickeln die Kinder Problemlösekompetenzen, die im Leben eine entscheidende Rolle einnehmen.

Die Kinder interagieren auf ganz unterschiedliche Weise und die Kommunikation ist eine Form davon. Dabei ist es wichtig, wie die pädagogischen Fachkräfte mit den Kindern reden. „In den subtilen Formen der Gestaltung der Kommunikation zwischen Erwachsenen und Kindern (*was* wird gesagt und *wie* wird etwas im Unterton gesagt) sind die Pädagoginnen und Pädagogen herausgefordert, eine Sprache zu entwickeln, die sich den Ansprüchen annähert, eine Haltung wechselseitiger Anerkennung zu praktizieren und zugleich zu vermitteln“ (Prenzel 2010, S. 33). Dieser gegenseitige Respekt ist ein zentrales Anliegen der Inklusion und die pädagogischen Fachkräfte müssen Vorbilder für die Kinder sein, an denen sie sich orientieren können. Damit das pädagogische Personal diese

Aufgabe auch erfüllen kann, muss es die eigenen Dialoge mit den Kindern reflektieren.

„Pädagoginnen und Pädagogen in Reggio Emilia gehen davon aus, dass jedes Kind bereits ab der Geburt über hundert Sprachen verfügt“ (Jobst 2007, S. 39) und unter inklusiven Aspekt, sollten die Kinder zu einer Vielzahl von Kommunikationsformen ermutigt werden. „Die Vielfalt der unterschiedlichen Sprachen wird als Bereicherung angesehen, und jede Sprache, d.h. jede Art sich auszudrücken und zu kommunizieren, besitzt den gleichen Stellenwert wie alle anderen Sprachen auch“ (Jobst 2007, S. 41). Somit werden schließlich auch die Kinder in ihrer Unterschiedlichkeit respektiert und lernen, dass jedes Kind mit seinen Eigenarten und seiner 'Sprache' willkommen ist. Dies führt zu einem positiven Selbstbild, denn die Kinder können so sein wie sie sind.

Eine nächste Anforderung an die pädagogischen Fachkräfte ist die Beobachtung und Dokumentation. Dadurch werden beispielsweise die verschiedenen Sprachen der Kinder erst deutlich oder Signale sichtbar. Gerade wenn es um Menschen mit Beeinträchtigungen geht, tun sich die Fachkräfte schwer die Signale zu erkennen. „Kinder mit besonderen Bedürfnissen äußern 'Einladungen zum Spiel' oftmals nicht verbal, sondern auf eine indirekte Art und Weise. Der verantwortliche Pädagoge muss sich dieser Tatsache bewusst und für nonverbale Signale sensibilisiert sein“ (Casey 2011, S. 232). Dadurch kann die Teilhabe erst ermöglicht werden.

Außerdem können die unterschiedlichen Bedürfnisse nur durch Beobachtungen erkannt werden und auf dieser Grundlage erfolgt die individuelle Förderung, welche auch gesetzlich verankert ist. Zum einen im § 1 (1) KiföG: „Die individuelle Förderung aller Kinder hat sich pädagogisch und organisatorisch an den Bedürfnissen, dem Entwicklungsstand und den Entwicklungsmöglichkeiten der Kinder und den Bedürfnissen ihrer Familien zu orientieren (...)“ und zum anderen im § 1 (5) KiföG: „Grundlage der individuellen Förderung ist in allen Altersstufen eine alltagsintegrierte Beobachtung und Dokumentation des kindlichen Entwicklungsprozesses (...)“.

Beobachten hat immer etwas mit Wahrnehmung zu tun. Jedes Kind hat Talente und Interessen, die erkannt und wertgeschätzt werden müssen. Denn auf diesen basieren die Angebote für das Kind. „Zum festen Bestandteil der Tätigkeit von Erziehenden gehört es, detailliert zu protokollieren, wie Kinder spielen und lernen, und wie sie interagieren, um pädagogisches Handeln auf die Interessen und Themen der Kinder abzustimmen“ (Prengel 2010, S. 36). Nur durch genaue Beobachtung und Dokumentation wissen die pädagogischen Fachkräfte um den aktuellen Stand der Kinder. Dies ist die Basis, um die Kinder nicht zu unter- oder zu überfordern. Außerdem muss an dem angeknüpft werden, was die Kinder bereits können. „Wahrnehmen der Kinder in ihren Bildungsprozessen sowie in ihren sozialen Bezügen ist Ausgangspunkt einer an den Ressourcen der Kinder orientierten Pädagogik“ (Schäfer 2011, S. 259).

Ein Qualitätsmerkmal von pädagogischen Angeboten ist, dass sie auf der Grundlage von Beobachtung und Dokumentation erarbeitet werden. Zunächst einmal müssen die Fachkräfte die Interessen und Themen der Kinder beobachten. Anschließend geht es in die Vorbereitungsphase, in der das Ziel herausgestellt wird, Überlegungen stattfinden, wo, wie lange und wann das Angebot stattfinden soll. Die Teilnahme für das Angebot muss für alle ermöglicht werden und auf Freiwilligkeit basieren. „Zunächst sind solche Spiel- und Lernsituationen zu gestalten, an denen alle Kinder teilnehmen und zu denen alle Kinder beitragen können. Diese Aufgabe ist nicht ohne eine stärkere Zusammenarbeit der pädagogisch Tätigen zu bewältigen“ (Heimlich 2003, S. 23). Nachdem das Angebot für die Kinder beendet ist, folgt für die Fachkräfte die Reflexionsphase, welche auch dokumentiert werden sollte. Folgende Fragen könnten dabei eine Rolle spielen:

- Wie hat das Angebot auf mich gewirkt?
- Wie habe ich mich dabei gefühlt?
- Was würde ich beim nächsten Mal anders machen?
- Was war für die Kinder gut?
- Was war fraglich?
- Wie hat das Angebot aus der Sicht der Kinder gewirkt?

Beobachtung und Dokumentation bilden die Grundlage, die Perspektive der Kinder einzunehmen, das Angebot zu reflektieren, Verhalten und Signale besser zu verstehen und den Verlauf ihrer Entwicklung zu dokumentieren. Außerdem sind sie die Basis für den fachlichen Austausch, für Elterngespräche und für die Kooperation mit externen Fachkräften. „Beobachtung und Dokumentation kann damit als eine, wenn nicht die zentrale Basiskompetenz von frühpädagogischen Fachkräften in inklusiven Kindertageseinrichtungen gesehen werden“ (Albers 2012, S. 94).

Damit dieser wichtige Bestandteil auch gesichert werden kann, benötigen die Fachkräfte ausreichend Zeit. Diese ist auch gesetzlich im § 10 (5) KiföG verankert. Dort heißt es: „Die Träger der Kindertageseinrichtungen haben den Fachkräften einen angemessenen Teil der Arbeitszeit für die mittelbare pädagogische Arbeit einzuräumen. Dazu gehören insbesondere Zeiten für die Beobachtung und Dokumentation der Entwicklungsverläufe von Kindern, (...) Planung der individuellen Förderung, (...) Vor- und Nachbereitung (...)“. Nur wenn den pädagogischen Fachkräften ausreichend Zeit zur Verfügung steht, kann die Beobachtung und Dokumentation qualitativ hochwertig erfolgen.

Damit die Zeit für Beobachtung und Dokumentation auch eingeräumt werden kann und pädagogische Angebote auch durchführbar sind, benötigen die Fachkräfte vor allem eins: Kooperation mit Teamkollegen. Die gemeinsame Aufgabe der Erziehung, Bildung und Betreuung kann nicht qualitativ hochwertig bewältigt werden, wenn die Fachkräfte eine omnipotente Einstellung besitzen. Nur durch die Zusammenarbeit kann die Qualität gesteigert werden. „Die Qualität von Bildung und Erziehung hängt zunehmend nicht nur von den individuellen Fähigkeiten ab, sondern stützt sich auf die Kooperation unter den pädagogischen Fachkräften, besonders auf die einrichtungsinterne Zusammenarbeit“ (Belmont/Vérillon 2010, S. 80).

Ein weiteres wichtiges Qualitätsmerkmal der Fachkräfte in Verbindung mit Inklusion ist die Kooperation mit Eltern. Sie sind Experten für ihre Kinder und sollten als Partner angesehen werden. „Eltern sind die wichtigsten Bindungspersonen

ihrer Kinder und deshalb die wichtigsten Partner im Erziehungsprozess“ (Azun 2013, S. 229).

Die Kinder achten sehr genau darauf, wie das Verhältnis zwischen den pädagogischen Fachkräften und ihren Eltern ist. „Im Allgemeinen ist bei allen Kindern die Partnerschaft zwischen ihren Familien und den Bildungs- und Erziehungseinrichtungen sehr wichtig. Sie gilt als ein Faktor, der die Entwicklung und das Lernen der Kinder befördert; in dem Feld der frühkindlichen Erziehung ist er unverzichtbar“ (Belmont/Pawłowska/Vérillon 2010, S. 68). Die Kinder, Eltern und Fachkräfte sind voneinander abhängig und sollten sich gegenseitig respektieren und achten. Durch Gespräche mit den Eltern, erfahren die Fachkräfte viele Informationen über die Kinder und können so ihr Bild vom Kind erweitern. „Um sich ein ganzheitliches Bild vom Kind machen zu können und angemessen zu behandeln, sind sie auf den Austausch angewiesen“ (Azun 2013, S. 230). In den Gesprächen mit den Eltern müssen gemeinsame Erziehungsziele herausgestellt werden. „Im Dialog geht es immer darum, von- und miteinander zu lernen. Im Mittelpunkt steht nicht, verschiedene Vorstellungen anzugleichen, Unterschiede zu verwischen, sondern neue gemeinsame Ziele auszuhandeln“ (Azun 2013, S.237). Nur durch die Zusammenarbeit können die Kinder optimal gefördert werden.

Nicht nur mit den Eltern und mit dem Team müssen die Fachkräfte zusammenarbeiten, sondern auch mit externen Experten und Institutionen. Dabei kommt es in regelmäßigen Abständen zu einem gegenseitigen Austausch von Informationen zwischen pädagogischen Fachkräften der Einrichtungen und anderen Spezialisten. Durch eine gute Transparenz sollten alle Beteiligten auf dem gleichen Stand sein wodurch sie Zeit einsparen können und das Kind letztendlich profitieren kann. „Die Fähigkeit zu kooperieren ist für frühpädagogische Fachkräfte eine grundlegende Kompetenz ihres professionellen Handelns“ (Sulzer/Wagner 2011, S. 45). Nicht nur die Weitergabe von Information spielt eine zentrale Rolle, sondern auch, dass beispielsweise durch Supervisionen die Fachkräfte einen neuen Blick erhalten können. Die Projektgruppe 'Early Childhood Education in Inclusive Settings' fassen diesen Bereich wie folgt zusam-

men: „Zwei Aspekte sind dabei bedeutsam: zum einen die eigenen Beobachtungen und Kenntnisse mitzuteilen, zum anderen durch die Außensicht zu lernen, die andere professionelle Akteure einbringen“ (ECEIS Autorenteam 2010, S. 221). Damit wurde auch die These von Sulzer und Wagner belegt: „Die Anforderung der Kooperation berührt die Zusammenarbeit mit Eltern, die Zusammenarbeit im Team und die multiprofessionelle Zusammenarbeit mit internen bzw. externen Fachpersonen“ (Sulzer/Wagner 2011, S. 45).

An dieser Stelle möchte ich die Ebene der Multiprofessionellen Teams abschließen. Es sollte deutlich gemacht werden, welche Aufgaben auf die pädagogischen Fachkräfte in Bezug zur Inklusion zukommen. Ob es wirklich neue Aufgaben sind, hängt alleine von jeder einzelnen Fachkraft ab. Insgesamt lässt sich aber folgendes feststellen: „Pädagogisch inklusives Handeln setzt keine ‘Sonder’- Kompetenzen voraus. Vielmehr werden nachdrücklich diejenigen Kompetenzen betont, die frühpädagogische Fachkräfte für ihr Handeln in der Arbeit mit jungen Kindern generell benötigen (...)" (Sulzer/Wagner 2011, S. 49).

3.4 Inklusive Kindertageseinrichtungen

Die Ebene inklusiver Kindertageseinrichtungen beinhaltet, dass das pädagogische Konzept nach Inhalten und Prinzipien der Inklusion umzustellen ist. Diese Veränderung ist ein langwieriger Prozess, in den alle Beteiligten eingeschlossen werden müssen. „Auf der Ebene der inklusiven Einrichtungskonzeption ist ein kontinuierlicher Prozess der Konzeptionsentwicklung in der Praxis empfehlenswert“ (Heimlich 2013, S. 27). Die Überprüfung und Überarbeitung des Konzeptes sind Grundvoraussetzungen, damit das Ziel der Inklusion bewältigt werden kann. Kindertageseinrichtungen sind Institutionen für Kinder. Deshalb müssen diese im Mittelpunkt stehen und ihre Perspektive berücksichtigt werden. Aus diesem Grund halte ich es für folgerichtig, wenn Kobelt Neuhaus feststellt: „Die Perspektive des Kindes einzunehmen bedeutet, die Einrichtung und die Pädagogik mit neuen Augen zu sehen. Es muss neu über eine Lernumgebung nachgedacht werden, die auch unter erschwerten Bedingungen zu Selbstständigkeit verhilft“ (Kobelt Neuhaus 2010, S. 19).

Ich möchte diese Ebene erweitern und Aufgaben einer inklusiven Kindertageseinrichtung mit einbeziehen. Ziel ist es, dadurch das Mehrebenenmodell so zu erweitern, dass es zur Umsetzung der Inklusion genutzt werden kann.

Die Deutsche UNESCO - Kommission hat 2009 die Publikation 'Inklusion: Leitlinien für die Bildungspolitik' herausgebracht. Darin wurde nochmal eindeutig festgehalten, dass sich die Bildungssysteme an die Menschen anpassen müssen. „Die Systeme müssen dabei von der frühkindlichen Bildung an so gestaltet werden, dass sie sich den verschiedenen Bedürfnissen von Kindern flexibel anpassen können“ (Deutsche UNESCO-Kommission e.V. 2009, URL 4). Deshalb ist es wichtig, dass die Institutionen der Vielfalt auch gewachsen sind und die Personen durch Konzepte aufgefangen werden können. „Alle Menschen weltweit sollen Zugang zu qualitativ hochwertiger Bildung erhalten. Jeder muss in die Lage versetzt werden, seine Potenziale entfalten zu können. Dieser Anspruch ist universal und gilt unabhängig von Geschlecht, sozialen und ökonomischen Voraussetzungen oder besonderen Lernbedürfnissen eines Menschen“ (Deutsche UNESCO-Kommission e.V. 2009, URL 4).

Der Prozess der Inklusionsentwicklung ist langwierig, aufwendig und kostenintensiv. Alle Beteiligten müssen zusammenarbeiten, damit die Umsetzung der Inklusion ermöglicht werden kann. Sulzer und Wagner haben in ihrer WiFF Expertise die Grundvoraussetzung für dieses Vorhaben beschrieben: „Inklusion lässt sich erst dann realisieren, wenn die Beteiligten davon überzeugt sind“ (Sulzer/Wagner 2011, S. 28). Jede Fachkraft sollte darüber reflektieren, ob sie wirklich inklusiv arbeiten möchte und auch für ein Umdenken bereit ist, denn „Veränderungen in Einrichtungen fordern natürlich auch Veränderungen bei den Personen, die darin Arbeiten“ (Kobelt Neuhaus 2010, S. 22).

Die Umsetzung der Inklusion ist nicht von heute auf morgen realisierbar. Deshalb müssen Prioritäten festgelegt werden. Dabei sollten die Fachkräfte aus meiner Sicht zwischen kurz- und langfristigen Zielen unterteilen. Ich halte es für wichtig, sich bei der Umsetzung Zeit zu lassen, damit niemand überfordert wird und damit Qualität aufgebaut werden kann. Trotz dieses großen Zieles sollte

man sich bewusst sein: „Die Entwicklung inklusiver Kindertageseinrichtungen in Deutschland beginnt nicht beim Nullpunkt“ (Heimlich 2013, S. 19).

Die pädagogischen Fachkräfte müssen gemeinsam ein inklusives Menschenbild herausarbeiten. „Pädagogen und Pädagoginnen müssen über die Grundhaltung verfügen, die Kinder wertzuschätzen, ihnen zuzuhören und ihre Interessen und Meinungen zu berücksichtigen (ECEIS Autorenteam 2010, S. 211). Die Kinder stehen im Mittelpunkt, genauso wie es im Mehrebenenmodell der Fall ist. Es geht um ein demokratisches Verständnis, indem alle Beteiligten wichtig sind und ihre Interessen einbringen können. Auf Seiten der Kinder ist dies im § 7 KiföG geregelt: „Die Kinder sollen ihrem Alter und ihrem Entwicklungsstand entsprechend bei der Gestaltung des Alltags in der Kindertageseinrichtung mitwirken (...)“ und Prof. Dr. Gerd E. Schäfer fordert: „Die Erwachsenen müssen sich auf die Kinder einstellen - nicht anders herum“ (Schäfer 2011, S. 280). Außerdem muss ein Umdenken in Bezug zu Beeinträchtigungen stattfinden, denn diese sind immer vom Kontext abhängig. Das bedeutet, den Rahmen so zu ändern, dass die Teilhabe ermöglicht wird und die Beeinträchtigungen so gering wie möglich ausfallen. Auch einige Einstellungen sollten reflektiert werden. „Weniger die Behinderungen führen zu einer Einschränkung des Selbstwertgefühls der Behinderten, sondern vor allem deren explizit oder implizit abwertende Behandlung seitens der Mitwelt“ (Schmid Noerr 2011, S. 82). Aufgabe der inklusiven Institution ist es, das Selbstbewusstsein der Kinder zu stärken.

Die Umsetzung der Inklusion verfolgt mehrere Ziele: „(...) Chancengleichheit, Antidiskriminierung, soziale Gerechtigkeit und Teilhabe“ (Albers 2012, S. 38), Wertschätzung und Respekt für die Kulturen und Menschen, konstruktives Lösen von Konflikte, die sich aus der Verschiedenheit ergeben, Förderung von Respekt gegenüber allen Menschen, egal aus welcher Kultur sie kommen, welche Hautfarbe sie haben etc. und Vorurteile müssen abgebaut werden (vgl. Vollmer 2011, S. 154). An dieser Stelle möchte ich darauf hinweisen, dass Respekt nur in einem bestimmten Rahmen stattfinden kann. „Respekt für Vielfalt findet eine Grenze, wo unfaire Äußerungen und Handlungen im Spiel sind“ (Wagner 2013, S. 30).

Damit Teilhabe ermöglicht wird müssen Barrieren abgebaut werden. Diese treten in unterschiedlicher Weise auf und um diese Hindernisse zu beseitigen, müssen die folgenden Ebenen berücksichtigt werden.

Abbau von Barrieren durch:

- Veränderung der Umgebung
- Einsatz von Hilfsmitteln
- individuelle Unterstützung und Förderung
- Anpassung von Aufgaben
- Anpassung von Lernzielen

(vgl. ECEIS Autorenteam 2010, S. 215). Hierbei wird deutlich, dass der Abbau zum einen etwas mit der eigenen Person zu tun hat und zum anderen mit Kosten. Wie bereits in den rechtlichen Grundlagen (siehe 2.) beschrieben, ist die Teilhabe auch gesetzlich vorgeschrieben und die Kindertageseinrichtungen sind verpflichtet diese zu ermöglichen. Zunächst müssen Barrieren erkannt werden, damit sie anschließend auch beseitigt werden können. Dazu sollten aus meiner Sicht regelmäßige Beobachtungen stattfinden, die gezielt nach Dingen suchen, welche die Teilhabe erschweren oder verhindern. Außerdem ist es möglich, dass Mitarbeiter, Eltern und auch Kinder befragt werden. Die Einrichtung könnte sich dazu auch externe Fachkräfte einladen, welche auf diesem Gebiet spezialisiert sind.

Ziel der inklusiven Trias Bildung, Erziehung und Betreuung muss sein, die Kinder in ihrer Identität und ihrem Selbstbewusstsein zu stärken. Außerdem benötigen sie einen Rahmen, indem sie Erfahrungen mit Vielfalt sammeln und indem sie kritisch über Gerechtigkeit und Fairness nachdenken können. Letzteres ist entscheidend, um selbst aktiv gegen Diskriminierung vorzugehen (vgl. Wagner 2013, S. 30-31).

An dieser Stelle möchte ich auf die Zusammensetzung der Kindergruppe eingehen. Zu nächst einmal muss unter inklusiven Aspekten Heterogenität als Reichtum angesehen und davon ausgegangen werden, dass ein Kind klug ist, aber mehrere Kinder immer klüger sind. Aufgabe der pädagogischen Fachkräfte ist es, den Kindern ein Gefühl von Zusammengehörigkeit trotz Verschiedenheit zu

vermitteln, indem keiner ausgegrenzt wird. Dies ist schließlich ein Leitgedanke von Inklusion. „Das Miteinander von Kindern mit unterschiedlichster Ausprägung der Begabungen und/oder körperlicher Entwicklung stärkt nicht nur die soziale Kompetenz, sie beugt gleichzeitig der Gefahr der Ausgrenzung vor“ (Bildungskonzeption für 0- bis 10-jährige Kinder in M-V, Bildungs- und Erziehungsbereiche, Leitgedanken zu den Bildungs- und Erziehungsbereichen, S. 9).

Die Entscheidung über die Gruppengröße stellt eine hohe Anforderung an die Kindertageseinrichtung. Auf der einen Seite ist es gut, wenn möglichst viele verschiedene Kinder in einer Gruppe sind. Auf der anderen Seite gibt es Kinder, die sich durch große Gruppen überfordert fühlen. Deshalb ist es sinnvoll, dass Einrichtungen sowohl Klein- als auch Großgruppen besitzen. Die Entscheidung, welche Gruppengröße für das Kind am besten ist, hängt einzig und allein vom Kind selbst ab. Während der Eingewöhnungsphase muss darauf geachtet werden, welche Gruppenzusammensetzung die beste Lösung ist. „Im Zweifelsfall sind kleinere Gruppen, die sich frei bewegen und sich zu großen formieren können, allemal besser (...)“ (Kobelt Neuhaus 2013, S. 120).

Maria Kron hat zusammengefasst, welche Ziele mit der heterogenen Gruppenzusammensetzung verfolgt werden: „Heterogenität (...) ist die beste Vorbereitung auf eine Gesellschaft voller individueller und kultureller Unterschiede. Es wirkt der Vorurteilsbildung entgegen (...). Der Angst vor dem Anderen, dem Fremden, und der daraus folgenden Missachtung und Ausgrenzung kann so grundlegend entgegengewirkt werden“ (Kron 2010, S. 36). Die Kinder werden also auf die Zukunft vorbereitet und die Zusammensetzung wirkt präventiv gegenüber Vorurteilen, Diskriminierungen und Exklusion.

Sowohl Kindern mit und ohne Beeinträchtigungen kommt diese Form der Gruppenzusammensetzung entgegen. Sie können sich annähern und lernen mit Vielfalt umzugehen. „Heterogene Gruppen beeinflussen positiv eine offene Grundeinstellung der Kinder gegenüber Verschiedenheit“ (ECEIS Autorenteam 2010, S. 212). Kinder sollten so früh wie möglich Vielfalt erleben, denn „Kinder mit Behinderung, die sich nicht von Anfang an mit Kindern ohne Behinderung

auseinandersetzen und messen konnten, sind vielfach ungeübt, was Kontakte zu Nichtbehinderten anbelangt - und das Gleiche gilt auch für Kinder ohne Behinderung gegenüber Kindern mit Behinderung“ (Kobelt Neuhaus 2013, S. 109). Durch das gemeinsame Aufwachsen profitieren demnach alle Kinder.

Im nächsten Schritt möchte ich nun auf einige Rahmenbedingungen eingehen, damit Inklusion in Kindertageseinrichtungen ermöglicht werden kann. Die pädagogischen Fachkräfte benötigen unter anderem für folgende Punkte ausreichend Zeit:

- Beobachtung und Dokumentation
- Teamgespräche
- Supervisionen
- Elterngespräche
- Kooperationen
- Fort- und Weiterbildungen

In den Teamgesprächen geht es unter anderem um die Auswertung der Beobachtungen und um das Planen der nächsten Schritte für das Kind. Außerdem muss die Qualitäts- und Konzeptionsentwicklung der Einrichtung ein Thema sein. Eine weitere Voraussetzung ist, dass ausreichend Personal zur Verfügung gestellt wird, damit die Bedürfnisse der Kinder befriedigt werden können und damit eine qualitativ hochwertige inklusive Bildung, Betreuung und Erziehung realisierbar ist.

Ein weiterer Aspekt der für die Umsetzung der Inklusion eine Rolle spielt ist die finanzielle Belastung, welche unter anderem durch Fort- und Weiterbildung, Supervision, evtl. Umbaumaßnahmen (welche die Teilhabe ermöglichen) und räumliche Veränderung anfallen kann. Inklusive Kindertageseinrichtungen benötigen z.B. Räume, in denen die Fachkräfte ungestört Beobachtungen und Dokumentationen auswerten können. „Sind die Räume für solche Reflexionen und Interpretationen von Beobachtungen nicht strukturell gegeben, begrenzt das die inklusive pädagogische Arbeit erheblich“ (Sulzer/ Wagner 2011, S. 41). Aber nicht nur das pädagogische Fachpersonal benötigt solche Räume, denn „Mädchen und Jungen brauchen *Reflexionsräume*, um sich über ihr Miteinander, ih-

rer Gemeinsamkeiten und ihre Unterschiede zu verständigen und zu orientieren“ (Sulzer/ Wagner 2011, S. 25). An dieser Stelle wird ein Ansatz der Inklusion widergespiegelt: Alle sind gleichberechtigt und gleichwertig. Außerdem benötigen Kinder, genauso wie das Personal, Orte an denen sie sich zurückziehen können. „Derlei Rückzugsmöglichkeiten sind wesentlich für Kinder, die auf akustische Gegebenheiten (...) empfindlich reagieren“ (Casey 2011, S. 228).

Eine weitere Aufgabe der inklusiven Einrichtungen ist die Gestaltung des Hauses, des Materials und der Räume. Auch diese müssen auf die Interessen und Bedürfnisse der Kinder abgestimmt werden. Dabei spielen unter anderem Faktoren wie Gender, Diversität und auch Beeinträchtigungen eine Rolle. „Für Kinder mit Beeinträchtigungen sind Aktivitäten mit alltäglichen Materialien den Übungen mit speziellen therapeutischen Materialien vorzuziehen. Für die Bildung von Mädchen und Jungen wird die Auflösung der traditionellen Puppen- und Bauecken vorgeschlagen, um zweigeschlechtliche Trennungen zu überwinden. Für eine an der Vielfalt orientierten interkulturellen Erziehung wird das Angebot von Büchern, Dekorationen und Theaterutensilien aus verschiedenen Kulturen gefordert“ (Prengel 2010, S. 35). Wahrnehmendes Beobachten bildet die Voraussetzung für die Gestaltung der Räume und dadurch verbessert sich die Handlungsfähigkeit der Erzieherinnen im pädagogischen Alltag (vgl. Schäfer 2011, S. 256). Die Einrichtungen müssen sich an die Kinder anpassen und somit auch die Räume. Kobelt Neuhaus stellt dazu folgendes fest: „Mit jedem Kind, das in die Einrichtung kommt, verändern sich unter Umständen die Spielsachen oder die zur Verfügung gestellten Erfahrungsmöglichkeiten“ (Kobelt Neuhaus 2013, S. 121).

Die Gestaltung des Hauses sollte nicht alleine im Ermessen der Fachkräfte liegen, denn in inklusiven Einrichtungen müssen alle Stimmen gehört werden. Im Index für Inklusion wird dabei folgendes vorgeschlagen: „Es ist wichtig zu versuchen, die Einrichtung vom Standpunkt der Kinder aus zu sehen und daran interessiert zu sein, sie genau zu beobachten und ihnen zuzuhören“ (Booth/Ainscow/Kingston 2006, URL 5, S. 48). Durch die unterschiedlichen Sichtweisen ist es möglich, Barrieren und Diskriminierungen zu erkennen. Unter inklusiven

Aspekten ist es notwendig diese abzubauen.

Eine Form von Diskriminierung ist beispielsweise Adultismus. Sie richtet sich gegen jüngere Menschen, die aufgrund ihres Alters oder Körpergröße benachteiligt werden. „Der Begriff verweist auf die Einstellung und das Verhalten Erwachsener, die davon ausgehen, dass sie allein aufgrund ihres Alters intelligenter, kompetenter, schlicht besser sind als Kinder und Jugendliche und sich daher über die Meinungen und Ansichten hinwegsetzen“ (Wagner 2013, S. 165). Man sollte meinen, dass es in Kindertageseinrichtungen nicht zu dieser Diskriminierungsform kommt, aber sie existiert dennoch. In einigen Institutionen ist die Ausstattung nicht kindgerecht und somit nicht auf die Bedürfnisse der Kinder zugeschnitten. Die Möbel sind zwar teilweise auf die Körpergröße der Kinder angepasst, aber „(...) die kindgerechte Ausstattung geht kaum über das Mobiliar hinaus. Die Treppen sind für die Kinder schwer zu besteigen, Türklinken sind bis zu einer gewissen Körpergröße unerreichbar, Lichtschalter können nicht betätigt werden“ (Ritz 2013, S. 166).

Dies führt dazu, dass die Kinder immer wieder auf Hilfen angewiesen sind wodurch ihre Selbstständigkeit eingeschränkt wird. Auch in den Regeln, die in den Einrichtungen aufgestellt werden findet sich Adultismus wieder, denn sie gelten oftmals nur für die Kinder und nicht für Erwachsene. Der Inklusionsansatz fordert, dass alle gleichberechtigt sind und deshalb müssen Regeln für alle verbindlich sein. Die Fachkräfte sollten folgende Fragen reflektieren:

- Wozu wurden diese Regeln aufgestellt?
- Dienen sie der Sicherheit?
- Auf wessen Bedürfnisse sind sie angepasst?
- Haben sie den Sinn, Macht und Überlegenheit zu demonstrieren?

Adultismus kann dazu führen, dass Diskriminierung von anderen und einem selbst, als normal erachtet werden und das kann zur Folge haben, dass die Personen selber diskriminieren. Inklusion fordert aber die Nichtdiskriminierung und deshalb müssen die Fachkräfte allen Formen von Benachteiligungen entgegenwirken und diese vermeiden.

Diskriminierungen haben oftmals auch etwas mit Vorurteilen zu tun und deshalb müssen sie in inklusiven Kindertageseinrichtungen abgebaut werden. Mit diesem Thema beschäftigt sich die Anti-Bias Pädagogik. Diese „(...) verfolgt vier Ziele. Diese bauen aufeinander auf, jedes ist verknüpft mit den drei anderen, und alle vier Ziele sind wesentlich für eine wirksame Anti-Bias Arbeit“ (Derman-Sparks 2013, S. 283). Das 1. Ziel ist, dass jedes Kind sich selbstbewusst und zuversichtlich zeigt, einen positiven Zugang zu seiner sozialen Zugehörigkeit besitzt und stolz ist, so zu sein wie es ist. Außerdem soll Vielfalt als etwas Positives angesehen werden und deshalb wird ein respektvoller Umgang gefordert (Ziel 2). Dazu muss es den Kindern ermöglicht werden, Unterschiede und Gemeinsamkeiten zu erforschen. Das 3. Ziel beschäftigt sich damit, unfaire Äußerungen und Handlungen zu erkennen und sie zu benennen. Die Kinder sollen bestärkt werden, kritisch zu denken und gegen Vorurteile und diskriminierende Handlungen vorgehen. Letzteres wird im Ziel 4 deutlich. Die Kinder müssen Strategien entwickeln, um sich selbst zu wehren, aber auch um anderen zu helfen (vgl. Derman-Sparks 2013, S. 283-285). Diese Ziele sind für alle Kinder wichtig und nützlich.

Eine zentrale Aufgabe von Kindertageseinrichtungen ist es, auf die unterschiedlichen Bedürfnisse von Jungen und Mädchen zu reagieren und sie zu befriedigen. Die Jungen sind gerade in den ersten Jahren fast nur von weiblichen Fachkräften umgeben. Sind diese in Bezug zu Gender nicht reflektiert, kann es passieren, dass es zu Einseitigkeiten kommt und beispielsweise mehr auf die Bedürfnisse der Jungen eingegangen wird. „Im Kindergarten ist zum Beispiel zu beobachten, dass Jungen deutlich mehr Aufmerksamkeit bekommen“ (Rohrman 2013, S. 96). Durch ihre offene und vitale Art machen die Jungen deutlich, dass sie Aufmerksamkeit bekommen wollen. Die Mädchen hingegen sind oftmals zurückhaltender. „Ein anderer Eindruck entsteht beim Blick auf die Angebote. Der >>weibliche<< Mal- und Bastelbereich ist oft gut ausgestattet (...)“ (Rohrman 2013, S. 96). Sind die pädagogischen Fachkräfte sich dessen nicht bewusst, kommt es zu Einseitigkeiten und diese führen immer zu Benachteiligungen. „Kindertageseinrichtungen müssen daher sowohl Raum für geschlechtstypische Themen und Interessen lassen als auch Mädchen und Jun-

gen neue und ungewohnte Erfahrungen zumuten“ (Rohrmann 2013, S. 104). Durch die Zusammenarbeit mit den Eltern können Angebote für die Kinder ermöglicht werden. Sollte es die Personalsituation nicht hergeben, dass Männer im Team vorhanden sind, muss über Alternativen nachgedacht werden. Beispielsweise könnten Väter, Großeltern oder ältere Geschwister Projekte mit den Kindern durchführen.

In den Kindertageseinrichtungen muss darauf geachtet werden, dass die Bedürfnisse beider Geschlechter berücksichtigt werden. Im § 9 3. SGB VIII ist dieser Auftrag gesetzlich verankert. Dort wird deutlich, dass Benachteiligungen abzubauen sind und die Gleichberechtigung zu fördern ist. Um dieser Aufgabe gerecht zu werden, sollten die Fachkräfte ihre eigene Geschlechtsidentität und ihr Verhalten reflektieren. Die Kinder müssen bestärkt werden, in dem was sie sind und ihnen muss ein positiver Umgang mit dem anderen Geschlecht näher gebracht werden. Ziele einer geschlechtsspezifischen Erziehung sind unter anderem: „Gefühle zeigen und beschreiben, Grenzen setzen und Nein-Sagen lernen, sich in andere einfühlen können, Risiken von Sexualität kennen, Wissen vermitteln, Verhütungsmethoden aufzeigen, geschlechtsbezogene Verhaltensmuster aufzeigen und hinterfragen, Schönheitsideale hinterfragen“ (Vollmer 2011, S. 152). Diese Ziele müssen entsprechend des Alters und der Entwicklung behandelt werden. In Bezug auf Inklusion ist es wichtig, den Kindern zu erklären, dass es die Gruppierung Mädchen und Jungen gibt, aber die Personen innerhalb der Gruppe trotzdem individuell sind. Das Geschlecht ist ein Merkmal, dass neben vielen anderen steht. „Viele Mädchen und Jungen äußern allerdings ab dem Ende des Kindergartenalters sehr klischeehafte Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit“ (Rohrmann 2013, S. 101). Diesen Vorurteilen muss durch eine genderspezifische Erziehung entgegengewirkt werden.

Im § 1 (2) KiföG wird ein weiterer Auftrag an die Kindertagesstätten gestellt: „Die Kindertagesförderung unterstützt den Gedanken der Gleichstellung der Geschlechter unter Beachtung der Geschlechterspezifika sowie die Erziehung zu Toleranz gegenüber anderen Menschen und Akzeptanz von anderen Kulturen und Lebensweisen (...)“. Das bedeutet, dass sich die Institutionen auf Vielfalt

einstellen müssen. Dazu zählen auch die unterschiedlichen Lebenslagen der Kinder und Eltern. Aufgabe ist es, Konzepte zu entwickeln, wie beispielsweise mit Armut oder Religion umgegangen wird, denn die Einrichtung muss sich den Bedürfnissen der Kinder anpassen. Damit vielfältige Begegnungen in den Einrichtungen stattfinden können ist es wichtig, einen Zugang zu ermöglichen.

Die Kinder kommen nie alleine in die Kindertageseinrichtungen, denn sie bringen ihre Eltern bzw. einen Elternteil mit. Deshalb ist die Elternarbeit eine zentrale Aufgabe inklusiver Institutionen. Bereits bei der Anmeldung kann es zu erheblichen Schwierigkeiten kommen, wenn es keine Konzepte z.B. zur Mehrsprachigkeit gibt. Die Konzeption, das Aufnahmeformular und andere wichtige Schriften sollten in verschiedenen Sprachen vorhanden sein. Damit den Menschen mit Seh- oder Hörbeeinträchtigung die Teilhabe ermöglicht wird, sind ihnen barrierefreie Hilfsmittel zur Verfügung zu stellen.

Die Elternarbeit ist im § 8 (1) KiföG gesetzlich vorgeschrieben: „Das in den Kindertageseinrichtungen tätige pädagogische Personal und die Tagespflegepersonen haben mit den Personensorgeberechtigten zum Wohl der Kinder partnerschaftlich zusammenzuarbeiten“. Die Eltern und die Fachkräfte müssen zusammen an einem Strang ziehen, damit die Kinder bestmöglich gefördert werden können. Im § 2 (1) KiföG wird deutlich, dass die Kindertageseinrichtungen die Familien unterstützen sollen. Deshalb müssen die Angebote laut § 10 (1) KiföG auch nach den Bedürfnissen der Eltern richten. In der Bildungskonzeption wird folgendes festgestellt: „Die Familie ist der wichtigste und erste Bildungsort für Kinder, sie hat den höchsten Einfluss auf den Bildungserfolg der Kinder, besonders im Kontext der Wertevermittlung“ (Bildungskonzeption für 0- bis 10-jährige Kinder in M-V, Bildungs- und Erziehungspartnerschaft mit den Eltern, S. 3). Ohne Eltern ist eine inklusive Bildung und Erziehung nicht realisierbar.

Die Fachkräfte und die Eltern müssen auf einer gleichwertigen und gleichberechtigten Ebene einen Weg finden, das Kind gemeinsam zu unterstützen. „Die gemeinsame Verantwortung für die Bildung und Erziehung des Kindes setzt voraus, dass sich die Akteure austauschen über: die individuellen Wert- und Er-

ziehungsvorstellungen, die Situation in der Familie und in der Kindertageseinrichtung/in der Kindertagespflege, den Entwicklungsstand des jeweiligen Kindes, die individuellen Bildungs- und Erziehungsziele und die gegenseitigen Erwartungen“ (Bildungskonzeption für 0- bis 10-jährige Kinder in M-V, Bildungs- und Erziehungspartnerschaft mit den Eltern, S. 4). Durch diesen Austausch können beide Beteiligten neue Erkenntnisse über das Kind gewinnen und es besser verstehen. Die Eltern sind Experten ihrer Kinder und die Fachkräfte Experten im Bereich der Bildung, Erziehung und Betreuung. Durch die gemeinsame Kooperation, sind die Voraussetzungen gegeben, das Kind qualitativ hochwertig in seiner Entwicklung zu begleiten.

Eine weitere Aufgabe inklusiver Kindertageseinrichtungen ist es, für Kinder zu sorgen, die verschiedenen Risikofaktoren (z.B. ungünstige Familienverhältnisse, Scheidung oder Trauma) ausgesetzt sind. Deshalb sollten sie über Resilienzkonzepte verfügen, damit die Kinder aufgefangen werden. „Das Resilienzkonzept richtet die Aufmerksamkeit auf die Fähigkeiten, Ressourcen und Stärken jedes einzelnen Kindes, ohne dabei Probleme und ungünstige Entwicklungskontexte zu ignorieren oder zu unterschätzen“ (Albers 2012, S. 24). Diese stärken- und ressourcenorientierte Sichtweise, finden wir auch im inklusiven Konzept.

Ziel ist es, dass die Kinder widerstandsfähiger gegenüber verschiedenen Entwicklungsrisiken werden. Dazu gibt es eine Reihe protektiver Faktoren, wie beispielsweise mindestens eine stabile emotionale Beziehung zu einer Bezugsperson (diese Rolle könnte die pädagogische Fachkraft einnehmen), soziale Unterstützung außerhalb der Familie (z.B. Kindertageseinrichtungen), soziale Modelle wie ErzieherInnen und altersangemessene individuelle Leistungsanforderung (vgl. Vollmer 2011, S. 41-42). In der Bildungskonzeption wird deutlich, welche Aufgaben auf die pädagogischen Fachkräfte hinzu kommen. „Das pädagogische Handeln der Fachkräfte ist darauf ausgerichtet, Kinder stark zu machen, ihnen die Entwicklung eines positiven Selbstkonzeptes, eines hohen Selbstwertgefühls und Selbstvertrauens zu ermöglichen, damit sie widerstandsfähig gegenüber gesellschaftlichen, sozialen, aber auch gegenüber gesundheitlichen

und psychischen Entwicklungsrisiken werden“ (Bildungskonzeption für 0- bis 10-jährige Kinder in M-V, Bildungs- und Erziehungsbereiche, Leitgedanken zu den Bildungs- und Erziehungsbereichen, S. 2).

Ein letzter wichtiger Bestandteil der inklusiven Kindertageseinrichtungen ist die Herausarbeitung verschiedener Transitionskonzepte. Dabei durchschreiten Kinder im Laufe ihres Lebens verschiedene Übergänge. In den ersten Jahren sind vor allem Transitionen von der Familie in die Krippe, dann in den Kindergarten, in den Hort und schließlich in die Schule von entscheidender Bedeutung. Unter inklusiven Aspekten ist es wichtig, dass alle Beteiligten daran teilnehmen. Das bedeutet, dass das Kind, die Eltern, Bindungspersonen, pädagogische Fachkräfte der Kindertageseinrichtungen und Fachkräfte aus der Schule an diesem Prozess beteiligt sind. Jedes Kind ist einzigartig und deswegen müssen auch die Übergänge individuell mit allen Beteiligten abgesprochen werden. Damit sich das Kind langsam an die neue Umgebung und an die neuen Menschen gewöhnen kann, ist es wichtig, dass dieser Prozess über einen längeren Zeitraum verläuft.

Die Zusammenarbeit mit den Lehrern ist sogar gesetzlich vorgeschrieben. Der § 1 (4) im KiföG stellt folgendes fest: „(...) Dazu sollen die Fachkräfte der Kindertageseinrichtungen (...) und die Lehrkräfte der Grundschulen in einem gleichberechtigten, partnerschaftlichen Verhältnis zusammenarbeiten und nach Möglichkeit in geeigneten Bereichen an gemeinsamen Fort- und Weiterbildungsveranstaltungen teilnehmen. Grundlage der Zusammenarbeit zwischen Kindertageseinrichtungen und Grundschulen sollen Kooperationsvereinbarungen sein“. In diesen Vereinbarungen sollte der Übergang in die Grundschule festgehalten werden. Kindertageseinrichtungen und Grundschule sind Bildungseinrichtungen, die gemeinsame Ziele verfolgen. Die Fachkräfte und die GrundschullehrerInnen müssen deshalb zusammenarbeiten. „Eine optimale Abstimmung zwischen den Beteiligten zum gemeinsamen Verständnis von Bildung und Erziehung ist Grundlage für die Gestaltung dieses Übergangs. Ob der Übergang vom Kindergarten zur Schule für das Kind bestmöglich bewältigt werden kann, ist maßgeblich davon abhängig, ob die Fach- und Lehrkräfte ein ge-

meinsames Bild vom Kind und gemeinsame pädagogische Konzepte haben bzw. entwickeln, sich gegenseitig in der jeweiligen Professionalität akzeptieren und eng miteinander kooperieren“ (Bildungskonzeption für 0- bis 10-jährige Kinder in M-V, Übergänge gestalten, Gestaltung des Übergangs vom Kindergarten in die Schule, S. 4). Damit dies gelingt, muss die Zusammenarbeit geprägt sein von Wertschätzung, Anerkennung und Respekt. Genau diese Trias sind Grundbausteine für eine Inklusive Pädagogik.

3.5 Externe Unterstützungssysteme

Der letzte Bestandteil des Mehrebenenmodells sind die externen Unterstützungssysteme. Ulrich Heimlich stellt folgende These: „Inklusive Kindertageseinrichtungen können die tägliche Arbeit nur bewältigen, wenn sie ihre externe Kooperation intensivieren“ (Heimlich 2013, S. 27).

Inklusive Einrichtungen müssen Ressourcen anderer Institutionen nutzen, damit ihre eigene Qualität verbessert werden kann um somit die Bedürfnisse der Kinder zu befriedigen. Deshalb ist es notwendig den Sozialraum zu nutzen, Vernetzungen aufzubauen und Kooperationen zu schließen. Eine Zusammenarbeit passt sich ganz den Bedürfnissen der Eltern, Kinder und Fachkräften an. Kooperationen können beispielsweise zu anderen Kindertageseinrichtungen, oder zu Hochschulen und Universitäten geschlossen werden. Eine Zusammenarbeit macht aus meiner Sicht aber nur dann einen Sinn, wenn beide Seiten davon profitieren. Wie könnte so eine Kooperation aussehen?

„In der Praxis müsste es so aussehen, dass Kinder, die über die Regelpädagogik hinaus spezifische therapeutische Förderung und Unterstützung benötigen, diese möglichst im Alltag während der normalen Aktivitäten und an individuellen Interessen und Vorlieben der Kinder angelehnt erhalten“ (Kobelt Neuhaus 2010, S. 21). Die Kinder und die Eltern haben den Vorteil, dass sie nicht erst zu anderen Einrichtungen fahren brauchen und in der Umgebung bleiben. Die externen Fachkräfte benötigen keinen extra Raum und die Kinder haben mehr Spaß an der Förderung, weil es keine zusätzliche Belastung darstellt. Außerdem können

sich die pädagogischen Fachkräfte mit dem externen Personal über den Stand des Kindes austauschen und zusammen die nächsten Schritte planen. Sulzer fasst in ihrer Expertise zusammen, welche Kooperationen ihr besonders wichtig sind: „Die pädagogischen Fachkräfte sollten demzufolge Kenntnisse darüber haben, welche Institutionen im Nahbereich Unterstützungsleistungen für Kinder und Familien anbieten. Das beinhaltet Kontakt zu Dienstleistungen von Ämtern und freien Trägern in den Bereichen Gesundheit, psychosoziale Unterstützung und Beratung der Eltern und Familien, Hilfen zur Erziehung, Rechtsberatung, Finanzhilfen, Kinderschutz“ (Sulzer 2013, S. 54). Welche externen Unterstützungen aufgebaut werden, hängt ganz alleine von jeder Einrichtung ab.

4. Quantitative Forschung - Meinungen zur Inklusion

In meinem empirischen Teil habe ich mich mit der quantitativen Forschung auseinandergesetzt und entschieden, einen Fragebogen zu erstellen. Dazu habe ich viele pädagogische Fachkräfte in verschiedenen Kindertageseinrichtungen befragt. Somit konnte ich eine Vielzahl von Meinungen einholen, diese anschließend auswerten und gegenüberstellen. In einer Stadt in Mecklenburg - Vorpommern haben sich 14 von 16 Institutionen dazu bereit erklärt, mich bei meiner Forschung zu unterstützen. Zwei Einrichtungen bedauerten, aus organisatorischen und zeitlichen Gründen nicht an der Befragung teilnehmen zu können. Letztendlich sehe ich es aber als sehr positiv an, dass mich der größte Teil mit viel Engagement unterstützte.

Ich habe jeweils zwei Fragebögen in jede Einrichtung mit der Bitte hineingegeben, dass die Leiterin bzw. der Leiter und ein Mitarbeiter oder eine Mitarbeiterin diesen ausfüllt. Von 28 verteilten Exemplaren habe ich 26 wieder bekommen. Eine Institution hat angegeben, dass alle Personen einen Fragebogen ausgefüllt haben, weil alle der gleichen Meinung waren. Eine andere wollte sich zu den Gründen nicht äußern, warum sie nur ein Exemplar ausgefüllt hat.

4.1 Der Fragebogen

Ziel dieses Fragebogens war es herauszufinden, wie im Jahr 2013 der Informationsstand zum Thema Inklusion ist. Ich habe mich bewusst für sehr viele offene Fragen entschieden, um die Antworten nicht einzugrenzen und um zu zeigen, dass alle Antworten wichtig und bedeutsam sind. Damit habe ich gleichzeitig versucht, einen Bezug zu Inhalten dieser Arbeit darzustellen. Beispielsweise hätte ich in der Frage 9 die Religionen mit den meisten Anhängern auflisten können, aber ich denke, dass es gerade bei Inklusion darum geht, Kategorien und Einseitigkeiten zu vermeiden, Einstellungen zuzulassen und Vielfalt als eine Ressource zu sehen. Offene Fragen haben den Nachteil, dass das Ausfüllen des Fragebogens zeitintensiver ist. Damit ich eine höhere Rücklaufquote erhalte, habe ich mich entschlossen, die Fragen auf ein Minimum zu reduzieren. Ein weiterer Nachteil bestand darin, dass es schwierig war, die einzelnen Antworten miteinander in Verbindung zu bringen und dass Antworten auf Fragen gegeben wurden, die in Bezug zu meiner Auswertung irrelevant waren.

Außerdem habe ich sehr allgemeine Fragen zum Thema Inklusion gestellt, ohne dabei eine Definition vorzugeben. Ziel war es, herauszufinden, welche Meinungen und Informationen die einzelnen befragten Personen zu dieser Thematik haben.

4.2 Auswertung und Analyse

Die Fragen 1-7 geben uns grundlegende Informationen zu den befragten Personen. 25 von 26 Personen waren weiblich und eine war männlich (siehe Diagramm 1). Das spiegelt in etwa auch die momentane Verteilung in den Kindertagesstätten in Mecklenburg - Vorpommern wider, wo 98,8 % weibliche Fachkräfte in diesem Bereich arbeiten (vgl. BMFSFJ 2012, S. 16). Während meiner Forschung war es mir nicht möglich zu erfahren, ob es eventuell das Anliegen der LeiterInnen war, bewusst weniger Männer die Fragebögen beantworten zu lassen. Die jüngste Person war 25 Jahre und die älteste 63 Jahre und das

Durchschnittsalter aller Befragten lag bei 44,5 Jahren. In der 3. Frage ging es um die Berufe der einzelnen Personen und aus den Antworten ergab sich, dass 23 Erzieherinnen, ein Erzieher, eine pädagogische Fachkraft und eine Heilerzieherin an der Befragung teilgenommen haben.

Bei der 4. Frage stellte sich heraus, dass 21 Personen keiner ehrenamtlichen Tätigkeit nachgingen, eine Person im Betriebsrat saß, eine weitere sich für Tiere in Not e.V. engagierte, eine andere im Radsportverein sowie in einer Kirchenband tätig war, sowie eine im Förderverein und eine in der Gemeinde aktiv war. Außerdem gaben alle Personen an, im Besitz der deutschen Staatsangehörigkeit zu sein und über keinen Migrationshintergrund zu verfügen. Bei der Religionszugehörigkeit wurde deutlich, dass ca. 77 % keiner Religion angehörten, ca. 15 % evangelisch und ca. 8 % römisch-katholisch orientiert waren (Diagramm 2). Diese Zahlen decken sich ungefähr mit der Statistik der EKD (Evangelische Kirche in Deutschland 2011, URL 6).

Ab der 8. Frage ging es dann speziell um das Thema Inklusion wobei 25 Personen schon etwas von Inklusion gehört hatten und eine Befragte noch nicht. Diese hatte auch keine der darauf folgenden Fragen beantwortet. Die meisten Personen hatten von dieser Thematik aus den Medien erfahren (15 Personenangaben), dann spielte Inklusion in den Einrichtungen z.B. bei Teamsitzungen eine Rolle (12 Personenangaben), oder bei der Kooperation mit Grundschulen (9 Personenangaben). Außerdem wurde berichtet, dass die Personen in Fachliteratur und auf Fort- und Weiterbildungen (jeweils 5 Personenangaben) Informationen zu diesem Thema erhalten haben. Alle weiteren aufgetretenen Antworten finden Sie in Diagramm 3. An diesen Aussagen wird deutlich, dass Inklusion bereits in den Einrichtungen ein Thema ist. Die Medien sind in unserer heutigen Gesellschaft allgegenwärtig und in einer Vielzahl vertreten. Deshalb ist es nicht erstaunlich, dass diese mehrheitlich genannt wurden. Auch in den Institutionen und in Schulen wird sich mit Inklusion auseinander gesetzt. Die Zusammenarbeit ist im KiföG (siehe 2.) gesetzlich verankert und die Schulen profitieren davon, wenn Inklusion bereits in den Kindertageseinrichtungen umgesetzt wird, denn schließlich wird dort das Fundament aufgebaut. Beide Seiten sollten zum

Thema ihre Standpunkte gegenüberstellen und versuchen auf einen Nenner zu gelangen. Durch eine Kooperation kann der Grundstein für eine inklusive Gesellschaft gelegt werden.

Bereits in den Einrichtungen muss einheitlich geklärt werden, wie Inklusion umgesetzt werden soll. Die Antworten auf die Frage 10 machen deutlich, dass mit diesem Ansatz sehr viele unterschiedliche Aspekte in Verbindung gebracht wurden. 25 von 26 Befragten hatten auf diese Frage eine Antwort gegeben. 8 Personen assoziierten mit dem Thema, dass es keine Ausgrenzung mehr gibt. Das trifft den Kern der Inklusion sehr genau, denn allen Menschen soll die Teilhabe ermöglicht werden. Die Integration von Menschen mit Beeinträchtigungen gaben 6 der 26 Befragten Personen an. Außerdem wurde folgende Aussage 4-mal erwähnt: Kinder mit und ohne Beeinträchtigungen spielen und lernen gemeinsam. Die Integration von Migranten wurde einmal genannt. An diesen Aussagen wird deutlich, dass es in Bezug zu Inklusion noch Unklarheiten gibt. Wie bereits beschrieben, ist Inklusion nicht gleichzusetzen mit Integration und sie handelt auch nicht hauptsächlich von Menschen mit Beeinträchtigungen. Auf der anderen Seite gab es Aussagen, die den Kern der Inklusion trafen. Beispielsweise wurde Vielfalt 6-mal genannt, Akzeptanz und Gleichberechtigung jeweils 4-mal, Toleranz 2-mal, frühkindliche Bildung und Erziehung 1-mal und 'Miteinander statt Nebeneinander' auch 1-mal. Außerdem wurde mit Inklusion die Chance auf individuelle Förderung verbunden (3 Personenangaben) und die Teilhabe von Menschen mit Beeinträchtigungen (2 Personenangaben). Außerdem plädierte ein Teilnehmer dafür, dass Inklusion schon vor der Schule beginnen muss und eine andere dafür, dass die Kindertagesstätten mehr Mitspracherecht bei der Umsetzung der Inklusion haben müssen.

Auch wenn wenige Teilnehmer der Umfrage etwas Negatives mit Inklusion assoziierten, muss es trotzdem Beachtung finden. Überforderung, Stress, Probleme, Schwierigkeiten und Aufwand wurden 3-mal genannt. Das bedeutet, dass Inklusion nicht nur teilweise falsch verstanden wurde, sondern dass es Personen gab, die einen negativen Zugang zu diesem Thema hatten. Eine Person gab an, mit Inklusion folgendes zu verbinden: „Nichts als Probleme, Verände-

rungen und Schwierigkeiten“. Ein anderer Befragter ging davon aus, dass durch die Umsetzung der Inklusion die Lehrer und die ‘normalen’ Kinder überfordert werden. An dieser Stelle wird der Unmut der einzelnen Personen deutlich und dadurch wird die Umsetzung der Inklusion erschwert, denn ein Konzept kann nur qualitativ hochwertig umgesetzt werden, wenn alle Beteiligten an einem Strang ziehen und hinter dem Konzept stehen. Dazu zählt auch, dass man daran glaubt, dass Inklusion umsetzbar ist. Genau mit dieser Problematik befasste sich die Frage 11.

17 Personen waren der Auffassung, dass die Umsetzung möglich ist, 6 Befragte waren genau der anderen Meinung und 3-mal wurde keine Antwort gegeben (siehe Diagramm 4). Von diesen 6 Personen, verbanden in der Frage 10, 3 Befragte Probleme mit Inklusion und 2 hatten den Bezug zu Menschen mit Beeinträchtigungen hergestellt. Bei dem anderen Teilnehmer ließ sich keine Verbindung zu Frage 10 herstellen.

Die nächste Frage beschäftigte sich mit den Rahmenbedingungen, die für die Umsetzung der Inklusion von existenzieller Bedeutung sind. Die drei häufigsten Antworten waren folgende: Mehr Personal (17 Personenangaben), bauliche Veränderungen (13 Personenangaben) und gut ausgebildetes Personal (11 Personenangaben). Das bedeutet, dass es den Einrichtungen zum einen um die Quantität der pädagogischen Fachkräfte ging und zum anderen um die Qualität. Bei den baulichen Veränderungen wurde unter anderem angegeben, dass die Einrichtungen barrierefrei gestaltet werden müssen. Außerdem ist es Aufgabe der Kindertageseinrichtung sich so zu verändern, dass eine Lernumgebung hergestellt wird. Eine Befragte stellte fest: „Die Lernumgebung muss allen Kindern zur Selbstständigkeit verhelfen“. Kooperation und Vernetzung waren 8 Personen sehr wichtig. Zu diesen zählten laut Befragung: Gesundheitsamt und andere Ämter, Frühförderung, Ärzte, Logopäden, Ergotherapeuten, Beratungsstellen, andere Experten zur fachlichen Begleitung und Beratung und andere Kindertageseinrichtungen. Des Weiteren wurde angegeben, dass eine bessere Bezahlung der Fachkräfte (4 Personenangaben) nötig ist, damit die Berufssattraktivität und somit die Quantität gesteigert werden kann. 3 Personen hatten

diese Frage nicht beantwortet und eine Person sah die Weiterbildung als eine wichtige Rahmenbedingung (siehe Diagramm 5). Damit die Umsetzung der Inklusion erfolgen kann, verlangte eine befragte Person, dass die Politik, die Kommunen und das Land die Einrichtungen unterstützen. Eine andere Person konstatierte: „Die Rahmenbedingungen müssen an das Kind angepasst werden“. Genau das fordert der institutionelle Ansatz der Inklusion, in der sich die Einrichtung mit jedem Kind verändert. Damit wurden einige der wichtigen Rahmenbedingungen für die Umsetzung genannt und es wurde deutlich, dass den pädagogischen Fachkräften bewusst war, dass es zu Veränderungen kommen muss.

In der Frage 13 ging es darum, ob Inklusion Vorteile hat und wenn ja, welche das genau sind. 21 Personen glaubten, dass es positive Aspekte gibt, 4 Befragte waren nicht der Meinung und eine hatte keine Angaben gemacht (siehe Diagramm 6). Als Vorteile wurden folgende Antworten gegeben: keine Ausgrenzung, optimale Förderung, Stärkung der sozialen Kompetenzen, Voneinander und Miteinander Lernen (jeweils 5 Personenangaben). Außerdem wurden Akzeptanz vor Vielfalt (4 Personenangaben), Toleranz (3 Personenangaben), keine Diskriminierung (2 Personenangaben), sowie Abbau von Ängsten und Vorurteilen und der positive Blick auf das Kind jeweils einmal genannt (siehe Diagramm 7). An diesen Aussagen lässt sich erkennen, dass die pädagogischen Fachkräfte sehr viele Vorteile bei der Umsetzung der Inklusion sahen. Außerdem stellte eine Fachkraft fest: „Kinder beziehen und orientieren sich aneinander. Sie lernen sozialen Umgang miteinander, Empathie, Partizipation und Verantwortung für andere zu übernehmen“.

Trotzdem gab es auch Personen, die anderer Meinung waren. Beispielsweise wurde erwähnt, dass Inklusion nicht umsetzbar ist, weil a) Kinder durch andere Kinder mit großen Verhaltensauffälligkeiten leiden (schlagen, beißen, Wutanfälle...) oder weil b) Kinder, mit großen geistigen Entwicklungsstörungen mehr Aufmerksamkeit und besondere Förderung benötigen, sodass man den anderen Kindern in ihrer altersgerechten Entwicklung nicht gerecht werden kann. Eine andere Fachkraft fügte folgendes hinzu: „Ich bin der Meinung, dass Kinder und

Jugendliche mit Behinderung unter sich lernen sollten, denn schon alle anderen Kinder haben in der heutigen Zeit große Lernprobleme“. An diesen Aussagen lassen sich Sorgen die mit Inklusion verbunden sind erkennen. Natürlich gibt es Kinder, die eine größere Herausforderung für die Fachkräfte darstellen. Diese Aufgabe kann und muss nicht alleine bewältigt werden. Durch ein multiprofessionelles Team und durch Kooperationen und Vernetzungen kann diesen Schwierigkeiten entgegengewirkt werden. Nur wenn gute Rahmenbedingungen geschaffen werden, können die Institutionen auf die Kinder eingehen und individuelle Probleme lösen.

In der letzten Frage ging es darum, welche Aufgaben auf die Fachkräfte zukommen. 13 Personen gaben an, dass es zunächst regelmäßige Fort- und Weiterbildung zu diesem Thema geben muss. 7 Personen sahen die Kooperation und Vernetzung als eine zentrale Hauptaufgabe. Damit die individuellen Bedürfnisse der Kinder erkannt werden, ist die Beobachtung und Dokumentation unerlässlich und durch die Elternarbeit (jeweils 5 Personenangaben) können Zusätzliche Informationen gewonnen werden. Außerdem wurde jeweils 4-mal beschrieben, dass es notwendig ist sich mehr Fachwissen über die Krankheiten anzueignen, dass die Reflexion des eigenen Handelns sehr wichtig ist und dass durch die Umsetzung der Inklusion die Fachkräfte die Kinder individueller fördern müssen, um jedem Kind gerecht zu werden. 3 Personen waren der Meinung, dass das „tiefgründige Einlassen der Fachkräfte auf die Vielfalt der Kinder, ihr Lerntempo, ihre Lernstrategien und die verschiedenen Bedürfnisse“ zu den Aufgaben zählt. Folgende Aussagen wurden jeweils einmal erwähnt: Aushalten von Andersartigkeit, Perspektive des Kindes einnehmen sowie Teamarbeit und die Bereitschaft zu Veränderung. Insgesamt wurde diese Frage 6-mal nicht beantwortet, was aus meiner Sicht damit zusammenhängen könnte, dass sich mit diesem Punkt noch nicht beschäftigt wurde.

Zusammenfassend konnte ich feststellen, dass das Thema Inklusion in den Institutionen eine Rolle spielt und dass es bereits Wissen zu dieser Thematik gibt. Außerdem wird z.B. bei der Auswertung der Fragen 11 und 13 deutlich, dass der größte Teil einen positiven Zugang zu Inklusion hat und gleichzeitig glaubt,

dass dieser Ansatz umsetzbar ist. Ich konnte erkennen, dass der größte Teil der Befragten Vorteile bei der Umsetzung sieht. Des Weiteren machten sich die Befragten Gedanken über die Rahmenbedingungen. Sie haben vielfältige Aufgaben welche auf sie zukommen können benannt. Trotzdem war für mich auch ersichtlich, dass es noch Unklarheiten bei den Fachkräften gibt und eventuell ist dies einer der Gründe, warum Personen dem Konzept noch skeptisch gegenüberstehen.

Resümee

Das Ziel dieser Bachelorarbeit war es einen Überblick zu verschaffen, welche Aspekte bei der Umsetzung der Inklusion eine Rolle spielen können und welche Qualitätsanforderungen an die pädagogischen Fachkräfte gestellt werden.

Zu Beginn bin ich der Frage nachgegangen, wer überhaupt inkludiert werden soll (siehe 1.1) und warum es sich bei der Umsetzung um einen Paradigmenwechsel handelt (siehe 1.2). Dabei wurde deutlich, dass Inklusion alle Menschen betrifft, ohne irgendwelche Unterteilungen vorzunehmen und dass die Institutionen so flexibel sein müssen, um sich auf die einzelnen Personen einzustellen und anzupassen. Anschließend habe ich das Potenzial der Inklusion herausgestellt (siehe 1.3) und beschrieben, dass durch die Umsetzung die Kinder auf die Zukunft vorbereitet werden können. Außerdem wollte ich deutlich machen, dass die Umsetzung der Inklusion so früh wie möglich beginnen sollte, denn „wo eine starke inklusive Kultur entwickelt worden ist, werden die Kinder und ihre Eltern den inklusiven Ansatz zu Spiel, Lernen und Partizipation von der Kindertagesstätte in andere Einrichtungen und die Schule mitnehmen“ (Booth/Ainscow/Kingston 2006, URL 5, S. 68). Das bedeutet, dass andere Institutionen von den Kindern und Eltern profitieren können. Die Kindertageseinrichtungen können das Fundament für eine inklusive Gesellschaft bilden.

Im nächsten Schritt habe ich das Thema auf Mecklenburg - Vorpommern bezogen (1.4 - 1.4.3). Dabei spielten unter anderem der Inklusionskongress, die Meinungen der Expertenkommission und die Bildungskonzeption eine Rolle. Ergeb-

nis meiner Untersuchung ist, dass bei der Umsetzung der Inklusion in dem Bundesland noch viele Baustellen vorhanden sind und es keinen Konsens über eine Definition des Begriffes existiert.

Im Punkt 2 bin ich auf die rechtlichen Grundlagen zu sprechen gekommen, damit deutlich wird, dass es bereits Gesetze gibt die für die Umsetzung der Inklusion eine entscheidende Rolle spielen. Ich wollte zeigen, dass die Frage ob man Inklusion umsetzt, nicht mehr gestellt werden braucht.

Außerdem habe ich mich mit dem Mehrebenenmodell nach Heimlich auseinander gesetzt, Grundzüge kurz dargestellt und erweitert (siehe 3. - 3.5). Es ging mir dabei nicht darum alle Aspekte, die bei der Umsetzung der Inklusion eine Rolle spielen können in vollständiger Form zu bearbeiten, denn mein Ziel war es, einen Überblick zu verschaffen. Mit welchen Bestandteilen sich die Institutionen auseinandersetzen hängt unter anderem auch davon ab, welche Kinder in die Einrichtungen kommen. Je nachdem ob es sich z.B. um Kinder mit Migrationshintergrund, Armutslagen oder Beeinträchtigungen handelt, müssen die Kindertageseinrichtungen Konzepte bereithalten. Sulzer hat in ihrer Expertise meine Aussage bestätigt: „Grundlegend für die pädagogische Arbeit in Kindertageseinrichtungen ist, auf die Bedarfe und Verschiedenheit von Kindern und ihrer Familien einzugehen“ (Sulzer 2013, S. 22).

In Punkt 3.1 habe ich ein inklusives Menschenbild herausgearbeitet, welches eine Grundlage für die Umsetzung der Inklusion ist. Jede Institution muss für sich herausstellen wie ihr Bild vom Kind ist. Darauf bauen, alle anderen Überlegungen wie z.B. die Trias Bildung, Erziehung und Betreuung auf. Außerdem bin ich auf die Wichtigkeit der multiprofessionellen Teams und der externen Unterstützungssysteme eingegangen (siehe 3.3 und 3.5) und habe versucht die Last von den einzelnen Fachkräften zu nehmen und auf mehrere zu verteilen. Unter anderem sollte in diesen Abschnitten aufgezeigt werden, dass nur durch die Zusammenarbeit die Umsetzung möglich ist.

Im nächsten Teil setzte ich mich mit der quantitativen Forschung auseinander

(siehe 4.). Anhand eines Fragebogens habe ich versucht herauszufinden, wie der Stand der Information zum Thema Inklusion ist. Es wurde deutlich, dass diese Thematik die Kindertageseinrichtungen beschäftigt und dass dazu eine Vielzahl verschiedener Meinungen vorhanden ist. Auf der einen Seite gab es Befürworter der Inklusion und auf der anderen Seite gab es auch Personen, die bei der Umsetzung der Inklusion Bedenken haben. Außerdem wurden bereits viele inklusive Aspekte angesprochen, auch wenn diese meiner Meinung nach nicht immer den Kern der Inklusion getroffen haben. Insgesamt kann ich aber festhalten, dass das Thema Inklusion in dieser Stadt ein Gesprächsthema ist.

Ich kann zusammenfassen, dass die Umsetzung der Inklusion ein vielschichtiges Thema ist, welches komplexe Aufgaben an die pädagogischen Fachkräfte stellt. Ob es sich nun um neue Aufgaben handelt, hängt von jeder einzelnen Fachkraft selbst ab und davon, wie bereits in den Einrichtungen gearbeitet wurde. Außerdem konnte ich zeigen, dass sich das Mehrebenenmodell von Heimlich dazu eignet, die Inklusion umzusetzen. Wesentliche inklusive Aspekte können darin eingebaut werden. Beenden möchte ich diese Arbeit mit einem Zitat von Alice Walker (zit. nach Derman-Sparks 2013, S. 279):

„Sei Dir der Gegenwart bewusst, die du schaffst,
es sollte die Zukunft sein, die du willst.“

Quellenverzeichnis

- Albers, Timm (2010): Inklusion in der frühen Kindertagesbetreuung. Anforderungen an eine inklusive Frühpädagogik. In: Frühe Kindheit Nr. 2/10, S. 24-28
- Albers, Timm (2012): Mittendrin statt nur dabei. Inklusion in Krippe und Kindergarten. 2. Aufl. Ernst Reinhardt, GmbH & Co KG, Verlag, München
- Azun, Serap (2013): Zusammenarbeit mit Eltern: Respekt für jedes Kind - Respekt für jede Familie. In: Handbuch Inklusion. Grundlagen vorurteilsbewusster Bildung und Erziehung. Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau, S. 222-241
- Belmont, Brigitte / Vérillon, Alette (2010): Kooperation im Team. In: Kron, Maria / Papke, Birgit / Windisch, Marcus: Zusammen aufwachsen. Schritte zur frühen inklusiven Bildung und Erziehung. Julius Klinkhardt, S. 80-86
- Belmont, Brigitte / Pawlowska, Aleksandra / Vérillon, Alette (2010): Partnerschaft mit den Eltern. In: Kron, Maria / Papke, Birgit / Windisch, Marcus: Zusammen aufwachsen. Schritte zur frühen inklusiven Bildung und Erziehung. Julius Klinkhardt, S. 68-75
- Brodkorb, Mathias / Koch, Katja (2012): Das Menschenbild der Inklusion. Erster Inklusionskongress M-V Dokumentation. Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur Mecklenburg-Vorpommern, Schwerin
- Brodkorb, Mathias (2012): Warum Inklusion unmöglich ist. Über schulische Paradoxien zwischen Liebe und Leistung. In: Brodkorb, Mathias / Koch, Katja: Das Menschenbild der Inklusion. Erster Inklusionskongress M-V Dokumentation. Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur Mecklenburg-Vorpommern, Schwerin, S. 13-34

- BMFSFJ (2012): Männliche Fachkräfte in Kindertagesstätten. Eine Studie zur Situation von Männern in Kindertagesstätten und in der Ausbildung zum Erzieher. 3.Aufl. Berlin
- Casey, Theresa (2011): Die Rolle der Erwachsenen bei der Förderung des integrativen Spiels. In: Kreuzer, Max / Ytterhus, Borgunn: „Dabeisein ist nicht alles.“ Inklusion und Zusammenleben im Kindergarten. 2.Aufl. Ernst Reinhardt Verlag, GmbH & Co KG, München, S. 219-238
- Derman-Sparks, Louise (2013): Anti-Bias Education for Everyone - Vorurteilsbewusste Bildung und Erziehung für alle. In: Handbuch Inklusion. Grundlagen vorurteilsbewusster Bildung und Erziehung. Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau, S. 279-294
- ECEIS Autorenteam (2010): Inklusion in der Praxis - Wichtige Prinzipien und offene Fragen. In: Kron, Maria / Papke, Birgit / Windisch, Marcus: Zusammen aufwachsen. Schritte zur frühen inklusiven Bildung und Erziehung. Julius Klinkhardt, S. 211-227
- Expertenkommission >>Inklusion<< M-V (2012): Inklusion - Eine Begriffsbestimmung. Inklusion - Zur Geschichte eines pädagogischen Leitbegriffs. In: Brodkorb, Mathias / Koch, Katja: Das Menschenbild der Inklusion. Erster Inklusionskongress M-V Dokumentation. Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur Mecklenburg-Vorpommern, Schwerin, S. 89-98
- Frühauf, Theo (2010): Von der Integration zur Inklusion - ein Überblick. In: Frühe Kindheit Nr. 2/10, S. 13-17
- Haug, Peder (2011): Inklusion als Herausforderung der Politik im internationalen Kontext. In: Kreuzer, Max / Ytterhus, Borgunn: „Dabeisein ist nicht alles.“ Inklusion und Zusammenleben im Kindergarten. 2.Aufl. Ernst Reinhardt Verlag, GmbH & Co KG, München, S. 36-51

- Haug-Schnabel, Gabriele / Bensel, Joachim (2011): Grundlagen der Entwicklungspsychologie. Die ersten 10 Lebensjahre. 10.Aufl. Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau
- Heimlich, Ulrich (2003): Integrative Pädagogik. Eine Einführung. W. Kohlhammer GmbH, Stuttgart
- Heimlich, Ulrich (2013): Kinder mit Behinderung - Anforderungen an eine inklusive Frühpädagogik. WiFF Expertise. Deutsches Jugendinstitut e.V. Band 33 München
- Hüther, Gerald (2012): Was wir sind und was wir sein könnten. Ein neurobiologischer Mutmacher. 9.Aufl. S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main
- Janson, Ulf (2011): Partizipation im Vorschulbereich als sozialer Prozess. In: Kreuzer, Max / Ytterhus, Borgunn: „Dabeisein ist nicht alles.“ Inklusion und Zusammenleben im Kindergarten. 2.Aufl. Ernst Reinhardt Verlag, GmbH & Co KG, München, S. 132-152
- Jobst, Sabine (2007): Inklusive Reggio-Pädagogik. projekt verlag, Bochum/Freiburg
- Kobelt Neuhaus, Daniela (2013): Heterogenität als Motor für Bildungsprozesse - für Kinder mit und ohne Behinderung. In: Handbuch Inklusion. Grundlagen vorurteilsbewusster Bildung und Erziehung. Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau, S. 107-128
- Kobelt Neuhaus, Daniela (2010): Inklusion-Konsequenzen für die Praxis in Kindertageseinrichtungen. In: Frühe Kindheit Nr. 2/10, S. 18-23
- Kreuzer, Max / Ytterhus, Borgunn (2011): „Dabeisein ist nicht alles.“ Inklusion und Zusammenleben im Kindergarten. 2.Aufl. Ernst Reinhardt Verlag, GmbH & Co KG, München

- Kron, Maria / Papke, Birgit / Windisch, Marcus (2010): Zusammen aufwachsen. Schritte zur frühen inklusiven Bildung und Erziehung. Julius Klinkhardt
- Kron, Maria (2010): Heterogenität - ein elementarer Aspekt in der inklusiven pädagogischen Arbeit. In: Kron, Maria / Papke, Birgit / Windisch, Marcus: Zusammen aufwachsen. Schritte zur frühen inklusiven Bildung und Erziehung. Julius Klinkhardt, S. 32-39
- Kron, Maria (2011): Integration als Einigung - Integrative Prozesse und ihre Gefährdungen auf Gruppenebene. In: Kreuzer, Max / Ytterhus, Borgunn: „Dabeisein ist nicht alles.“ Inklusion und Zusammenleben im Kindergarten. 2.Aufl. Ernst Reinhardt Verlag, GmbH & Co KG, München, S. 190-200
- Miller, Alice (1983): Am Anfang war Erziehung. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main
- Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur Mecklenburg-Vorpommern (2011): Bildungskonzeption für 0- bis 10-jährige Kinder in Mecklenburg-Vorpommern, Schwerin
- Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur Mecklenburg - Vorpommern (2012): Zur Entwicklung eines inklusiven Bildungssystems in Mecklenburg-Vorpommern bis zum Jahr 2020. Bericht mit Empfehlungen der Expertenkommission „Inklusive Bildung in M-V bis zum Jahr 2020“, Schwerin. Verfügbar unter: http://www.regierun-mv.de/cms2/Regierungsportal_prod/Regierungsportal/de/bm/?&pid=43239
(Stand: 29.04.2013)
- Nomos Gesetze (2012): Gesetze für die soziale Arbeit. 2.Aufl. Nomos Verlagsgesellschaft, Baden Baden

- Prenzel, Annedore (2010): Inklusion in der Frühpädagogik: Bildungstheoretische, empirische und pädagogische Grundlagen. WiFF Expertise. Deutsches Jugendinstitut e.V. Band 5 München
- Ritz, ManuEla (2013): Adultismus - (un)bekanntes Phänomen: >>Ist die Welt für Erwachsene gemacht?<<. In: Handbuch Inklusion. Grundlagen vorurteilsbewusster Bildung und Erziehung. Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau, S. 165-173
- Rohrmann, Tim (2013): Geschlechterbewusste Pädagogik - eine Gratwanderung. In: Handbuch Inklusion. Grundlagen vorurteilsbewusster Bildung und Erziehung. Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau, S. 93-106
- Schäfer, Gerd E. (2011): Was ist frühkindliche Bildung? Kindlicher Anfängergeist in einer Kultur des Lernens. Juventa Verlag, Weinheim und München
- Schmid Noerr, Gunzelin (2011): Gleichheit in der Vielfalt: Zur Ethik von Anerkennungsverhältnissen im Überblick auf den Umgang mit Benachteiligungen. In: Kreuzer, Max / Ytterhus, Borgunn: „Dabeisein ist nicht alles.“ Inklusion und Zusammenleben im Kindergarten. 2.Aufl. Ernst Reinhardt Verlag, GmbH & Co KG, München, S. 73-92
- Sulzer, Annika (2013): Kulturelle Heterogenität in Kitas. Anforderungen an Fachkräfte. WiFF Expertise. Deutsches Jugendinstitut e.V. Band 34 München
- Sulzer, Annika / Wagner, Petra (2011): Inklusion in Kindertageseinrichtungen - Qualitätsanforderungen an die Fachkräfte. WiFF Expertise. Deutsches Jugendinstitut e.V. Band 15 München
- Vollmer, Knut (2011): Fachwörterbuch für Erzieherinnen und pädagogische Fachkräfte. 4.Aufl. Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau

Wagner, Petra (2013): Handbuch Inklusion. Grundlagen vorurteilsbewusster Bildung und Erziehung. Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau

Wolfberg, Pamela (2011): Die Bedeutung des Spiels für Peer-Beziehungen und soziale Inklusion in pädagogischen Einrichtungen. In: Kreuzer, Max / Ytterhus, Borgunn: „Dabeisein ist nicht alles.“ Inklusion und Zusammenleben im Kindergarten. 2.Aufl. Ernst Reinhardt Verlag, GmbH & Co KG, München, S. 247-263

URL 1: UNESCO (1994): Die Salamanca Erklärung und der Aktionsrahmen zur Pädagogik für besondere Bedürfnisse.
<http://www.unesco.de/fileadmin/medien/Dokumente/Bibliothek/salamanca-erklaerung.pdf> (Stand: 19.04.2013)

URL 2: Vereinte Nationen (2008): Übereinkommen der Vereinten Nationen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen.
http://www.bmas.de/SharedDocs/Downloads/DE/PDF-Publikationen/a729-un-konvention.pdf?__blob=publicationFile (Stand: 24.04.2013)

URL 3: Landesregierung Mecklenburg-Vorpommern (2010): Gesetz zur Förderung von Kindern in Kindertageseinrichtungen und in Kindertagespflege (Kindertagesförderungsgesetz - KiföG M-V)
http://www.kita-portal-mv.de/documents/kifoeg_mv_lesefassung_08.07.2010.pdf (Stand: 08.07.2010)

URL 4: Deutsche UNESCO-Kommission e.V. (2009): Inklusion : Leitlinien für die Bildungspolitik.
http://www.unesco.de/fileadmin/medien/Dokumente/Bibliothek/inklusion_leitlinien.pdf (Stand: 29.04.2013)

URL 5: Booth, Tony / Ainscow, Mel / Kingston, Denise (2006): Index für Inklusion (Tageseinrichtungen für Kinder). Lernen, Partizipation und Spiel in der inklusiven Kindertageseinrichtung entwickeln. Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft, Frankfurt am Main.

<http://www.eenet.org.uk/resources/docs/Index%20EY%20German2.pdf>

(Stand: 20.04.2013)

URL 6: Evangelische Kirche in Deutschland (2011): Kirchenmitgliederzahlen am 31. Dezember 2010. EKD

http://www.ekd.de/download/Ber_Kirchenmitglieder_2010.pdf

(Stand: November 2011)

Anhang

A Diagramme.....	S. 66
B Abbildungen.....	S. 70
C Fragebogen.....	S. 71

A Diagramme

Diagramm 1

Frage 1: Geschlecht

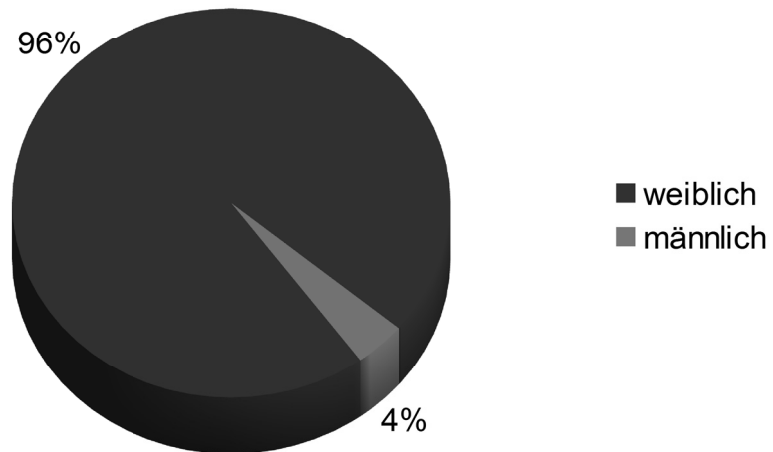


Diagramm 2

Frage 6: Religion

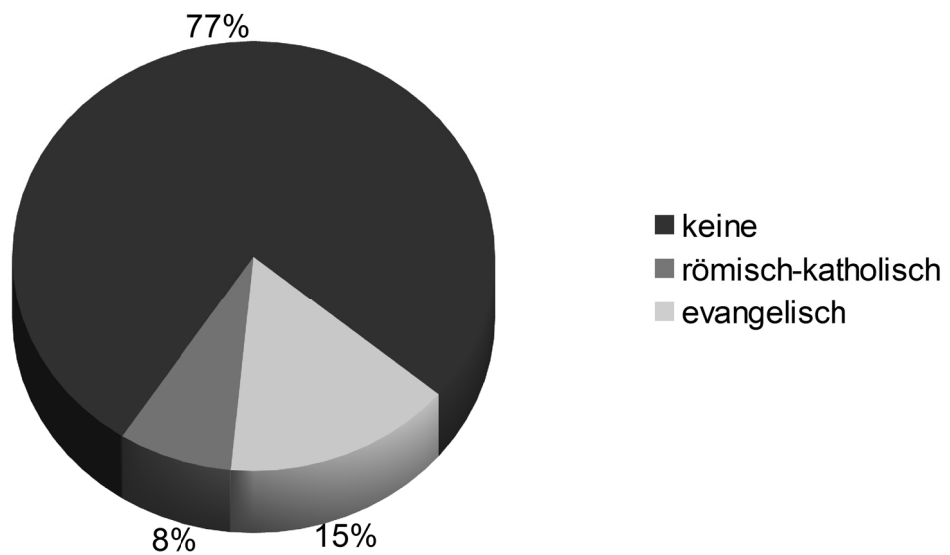


Diagramm 3

Frage 9: Wenn ja, wo ist Ihnen diese Thematik begegnet?

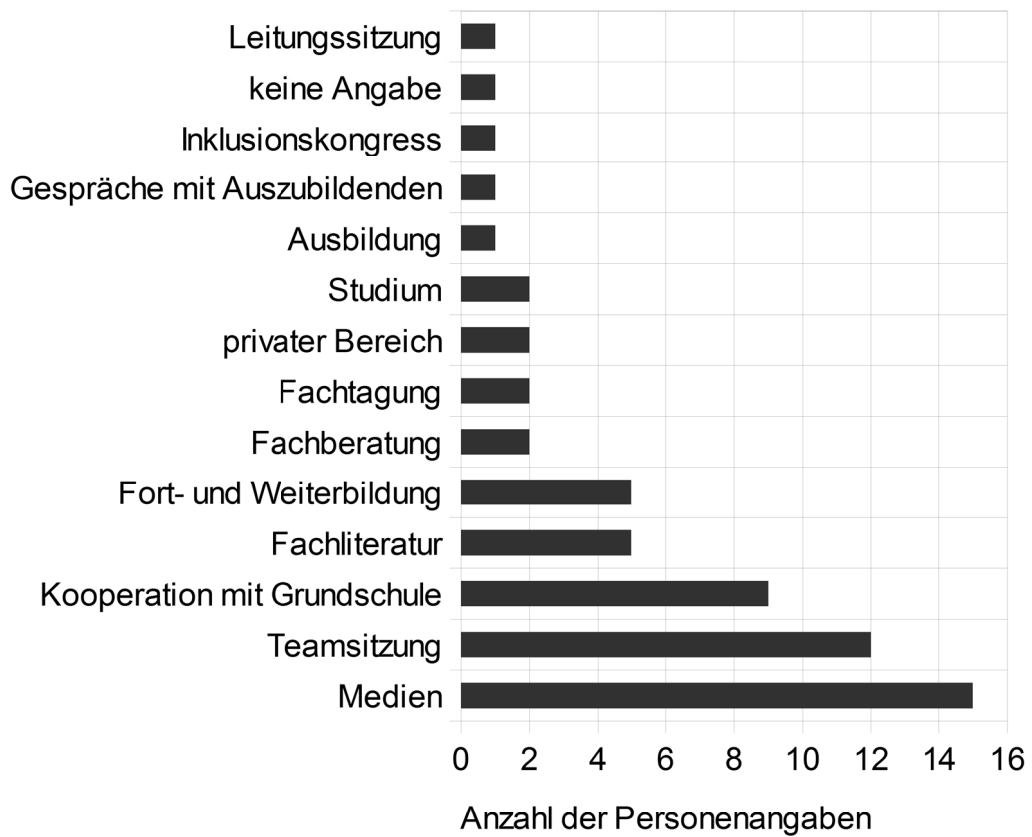


Diagramm 4

Frage 11: Denken Sie, dass die Inklusion umsetzbar ist?

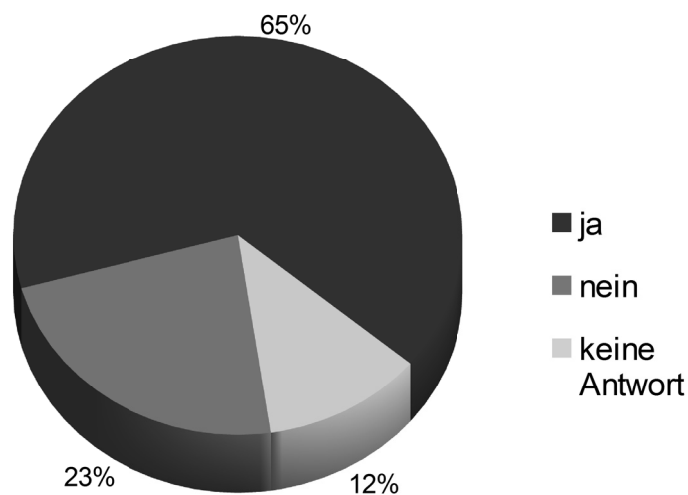


Diagramm 5

Frage 12: Welche Rahmenbedingungen sind Ihrer Meinung nach für die Umsetzung der Inklusion notwendig?

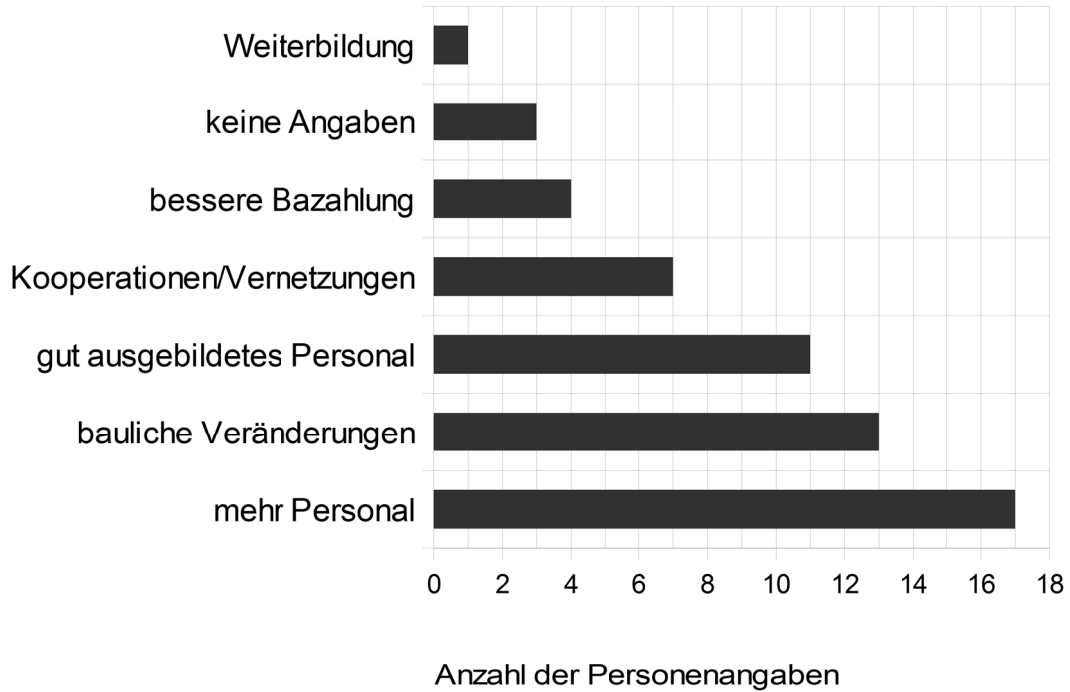


Diagramm 6

Frage 13: Denken Sie, dass Inklusion Vorteile hat und wenn ja welche?
(Diagramm 7 veranschaulicht die einzelnen Vorteile)

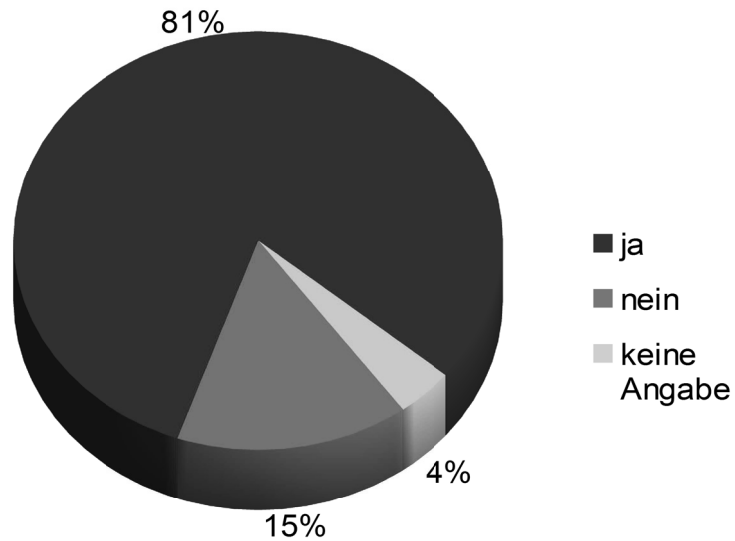
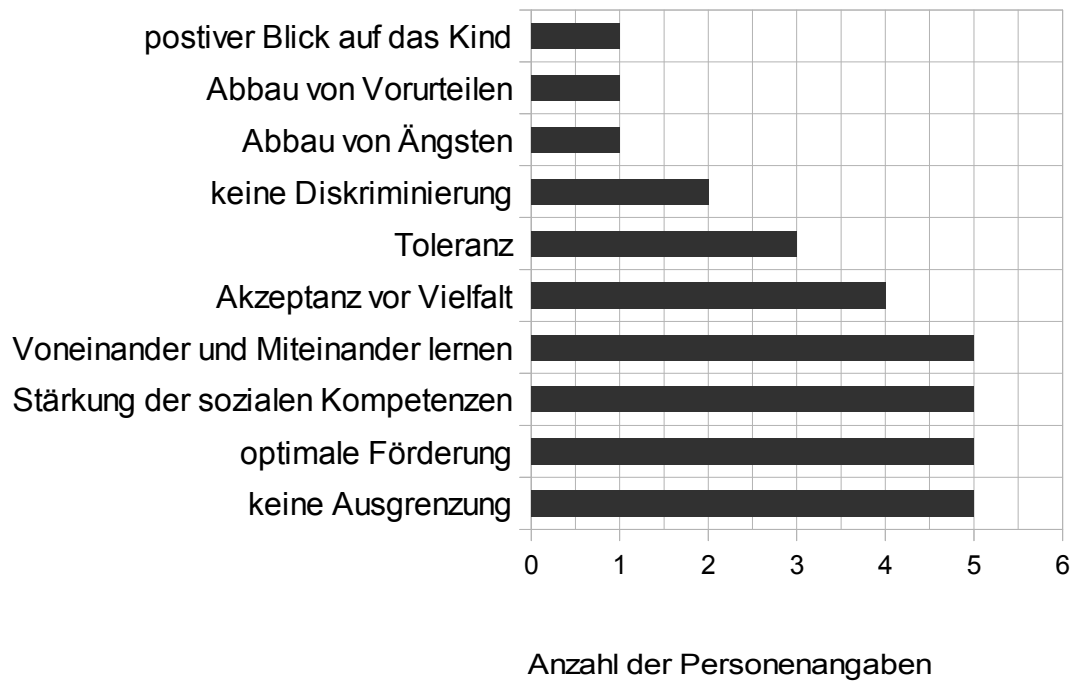


Diagramm 7



B Abbildungen

Abbildung I

Heimlich 2013, S. 25

Abbildung: Inklusionsentwicklung in Kindertageseinrichtungen als Mehrebenenmodell

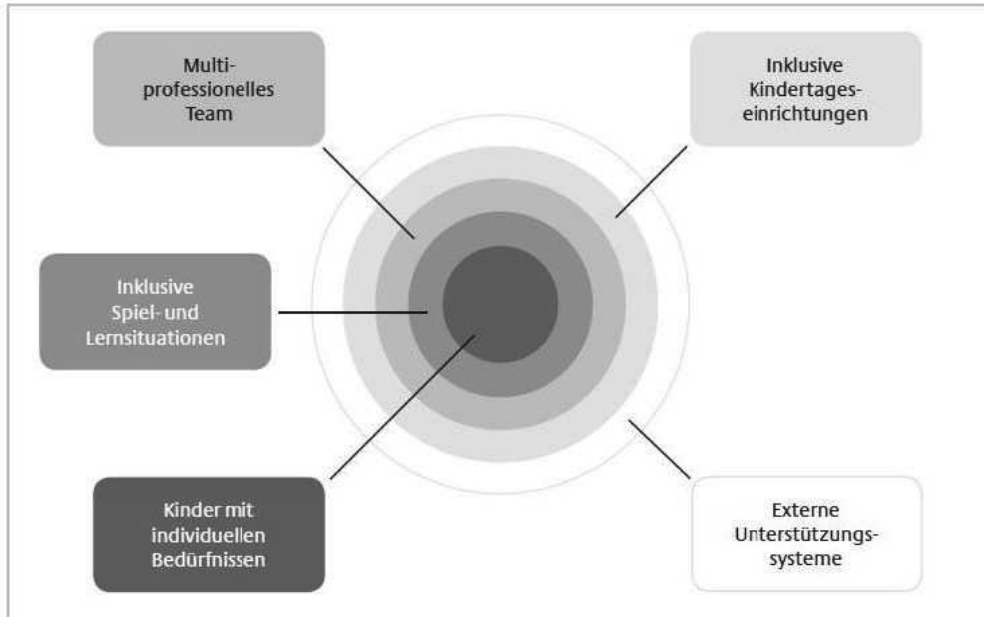
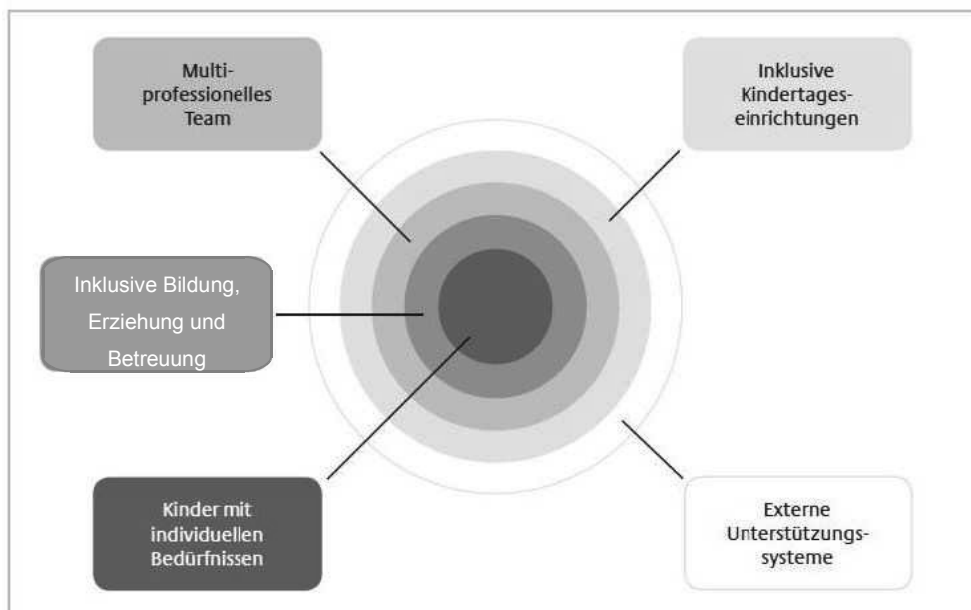


Abbildung II

verändert nach Heimlich 2013, S. 25

Abbildung: Inklusionsentwicklung in Kindertageseinrichtungen als Mehrebenenmodell



C Fragebogen

Sehr geehrte Damen und Herren,

mein Name ist David Deutschmann und ich studiere in Neubrandenburg „Early Education - Bildung und Erziehung im Kindesalter“. Im Rahmen meiner Bachelorarbeit möchte ich mich mit der Umsetzung der Inklusion in Kindertageseinrichtungen beschäftigen.

Hinweise zu Datenschutz und Anonymität: Die im Fragebogen gewonnenen Daten werden nach den gesetzlichen Datenschutzbestimmungen erfasst und absolut vertraulich behandelt. Die Befragung ist anonym.

Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie mir weiterhelfen und bedanke mich bereits im Vorfeld für Ihre Mitarbeit.

1. Geschlecht

2. Alter (in Jahren)

3. Beruf

4. Ehrenamtliche Tätigkeiten

5. Staatsangehörigkeit

6. Religion

7. Migrationshintergrund
 Nein Wenn ja, welchen? _____

8. Haben Sie schon einmal etwas von Inklusion gehört?

Ja

Nein (weiter ab Frage 10)

9. Wenn ja, wo ist Ihnen diese Thematik begegnet?

10. Was verbinden Sie mit Inklusion?

11. Denken Sie, dass die Inklusion umsetzbar ist?

Ja

Nein

12. Welche Rahmenbedingungen sind Ihrer Meinung nach für die Umsetzung der Inklusion notwendig?

13. Denken Sie, dass Inklusion Vorteile hat und wenn ja welche?

14. Welche Aufgaben kommen Ihrer Meinung nach auf die Fachkräfte zu?

Vielen Dank für Ihre Zeit

Erklärung

Ich versichere hiermit an Eides statt, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig und ausschließlich unter Nutzung der verzeichneten Quellen angefertigt und die angegebenen Hilfsmittel benutzt habe. Alle Quellen, die ich wörtlich oder sinnhaft entnommen habe, wurden durch mich im Text kenntlich gemacht und verweisen auf die im entsprechenden Verzeichnis notierten Literaturangaben und Quellen.

Stralsund, den